

Brühl

Der Deutsche

Metallarbeiter

Wochenschrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 8

Duisburg, den 20. Februar 1932

33. Jahrgang

Soziale Verständnislosigkeit - politische Unvernunft



Die gegenwärtige furchtbare Wirtschaftskrise ist auch zu einem ernsten Prüfstein für Gesinnung und Vernunft des deutschen Volkes geworden. Die im Gefolge dieser Krise auftretende Not ist riesengroß. Ueber sechs Millionen Menschen sind heute arbeitslos und mit ihren Familien zu einer Lebensführung gezwungen, die man in vielen, allzu vielen Fällen nur noch als bloßes Dahinvegetieren bezeichnen muß.

Bei sechs und mehr unterhaltsberechtigten Angehörigen beträgt der wöchentliche Höchstjah der Arbeitslosenunterstützung 37,80 RM bei mehr als 52wöchiger und 34,20 Reichsmark bei kürzerer Anwartschaftsdauer, der Krisenunterstützung 24,38 RM.

Die Höhe der Wohlfahrtsunterstützung ist unterschiedlich. In Duisburg-Samborn gelten folgende wöchentlichen Unterstützungsrichtsätze:

1. für eine alleinstehende Person
 - a) mit eigenem oder im fremden Haushalt 8,40 RM
 - b) im Haushalt der Angehörigen 4,20 "
2. für das Familienoberhaupt 8,40 "
- für die Ehefrau 4,10 "
- für ein Kind 3,25 "

Daneben wird nach Prüfung durch das Wohlfahrtsamt Kleidung gewährt. Alle anderen Nebenleistungen, wie Kohlen und sonstige Winterhilfemaßnahmen, sind in diesen Sätzen enthalten. 25% dieser Sätze gehen außerdem in der Regel noch für Miete ab. — Die Duisburger Sätze sind nicht die schlechtesten. Vielerorts sind die Aufwendungen noch viel geringer.

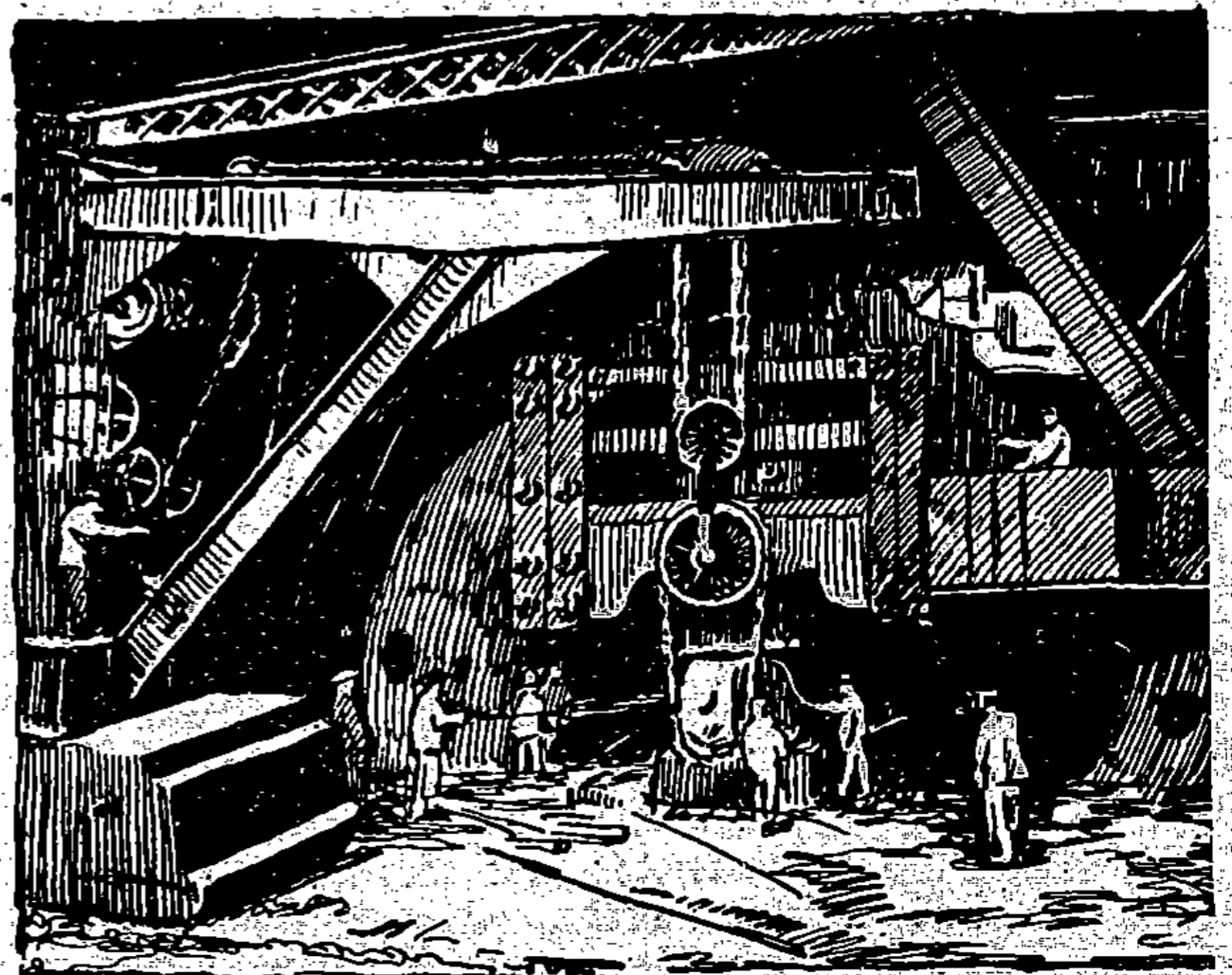
Das ist die materielle Lage der arbeitslosen Menschen. Ein ernsthafter Mensch wird nicht behaupten können, daß mit den genannten Einkommenssätzen eine erträgliche Lebensführung möglich sei, um so mehr, als diese noch durch notwendige Aufwendungen für Miete, Heizung, Beleuchtung usw. geschnitten werden.

Neben diesen mehr als sechs Millionen völlig Arbeitslosen stehen aber auch wohl fast ebenso viele Kurzarbeiter als Opfer der Krise in bedrängtester Lage. Nichts wirkt irreführender und ist unehrlicher, als wenn heute von Arbeitgeber- oder ihnen nahestehender Seite mit den „hohen“ Tarifsätzen operiert und darauf hingewiesen wird, daß eigentlich der Lohn noch nicht genügend gefallen sei. Was soll dieses Spiel mit dem Tariflohnjah eigentlich? Man will der Welt, die von den wirklichen Verhältnissen in der Industrie und der Wirtschaft nichts weiß, plausibel machen, wie hoch die Lohnsätze noch seien, wie wenig die Arbeiter doch gelitten hätten in dieser furchtbaren Notzeit. Das ist das unehrlichste Beginnen, das man sich denken kann. Tatsächlich ist es heute so, daß der Tariflohnjah nicht im mindesten als Gradmesser für das Einkommen angesehen werden kann. Der Tariflohnjah ist doch schließlich nur Entgelt für die wirklich geleistete

Arbeitsstunde. Deren Zahl ist aber durch die starke Kurzarbeit außerordentlich eingeschränkt. Millionen von Kurzarbeitern sind heute wirtschaftlich nicht bessergestellt als ihre völlig arbeitslosen Kollegen. Das wissen auch die „Statistiker“ der Wirtschaft ganz genau.

Alle diese Menschen, die arbeitslos und die in Kurzarbeit stehenden, deren Gesamtzahl mit 11 Millionen nicht zu hoch gegriffen ist, befinden sich in bedrängtester Lage, und mit ihnen auch ihre Familienangehörigen, so daß man die Gesamtzahl der von der gegenwärtigen Notzeit aufs schwerste betroffenen Volksgenossen auf sicherlich 20 bis 25 Millionen schätzen kann. Das ist eine ungeheure Zahl.

Wie groß die Not in diesen Kreisen ist, das zeigen geradezu erschütternde Einzelbilder. Nach Feststellungen der Lehrerschaft in den Schulbezirken Aue und Schwarzenberg (Sachsen) ergab sich folgendes Bild großer Not: Von 5486 Kindern haben 2319 kein eigenes Bett. 2256 Kinder schlafen zu zweit, 62 zu dritt und 4 zu viert im Bett. In 166 Fällen schlafen 6 Personen in einem Raum, in 80 Fällen 7 Personen, in 32 Fällen 8 und in 22 Fällen sogar 9 Personen in einem Raum. In einzelnen Fällen müssen 13 bis 14 Personen in einem Raum schlafen. Zahlreiche Personen haben überhaupt kein Bett; sie schlafen in der Küche oder in anderen Räumen, die keine Ähnlichkeit mit einem Schlafzimmer haben. Von 5590 Vätern sind 1168 arbeitslos und 812 Kurzarbeiter. In 3 Fällen hatte eine Familie von 12 Köpfen ein wöchentliches Einkommen von 8 bis 9 RM. Von 5700 Kindern haben 2055 nie oder nur selten Naturbutter gegessen, 1175 nie oder nur selten Obst. Die Fälle häufen sich, in denen Schulverhältnisse auf das Fehlen von Schuhwerk zurückzuführen sind.



Im Hammerwerk



So ist es vielfach. Die Schulärzte sind geradezu entsetzt darüber, wie sich der Gesundheitszustand der Kinder ganz rapide verschlechtert. So frisst die Not an der Lebenskraft des Volkes. Die weniger Widerstandsfähigen, die Kinder und die Alten der betroffenen Volksschichten, werden ihr zuerst erliegen.

Es gehört schon der ganze Zynismus und die kalte Rohheit abgebrühter Seelen dazu, die heutige erschütternde Not zu leugnen oder gar noch eine weitere Verelendung dieser Menschen zu verlangen, wie das die „Kämpfer“ für weiteren Lohnabbau und gegen die Sozialversicherung praktisch tun.

Dieser Kampf gegen das nackte Leben der von der Not zumeist betroffenen Volksgenossen — etwas anderes ist es doch nicht — ist aber nicht nur roh und unmenschlich. Er ist auch kein Zeichen von Klarblick und Einsicht. Kann denn ein vernünftiger Mensch in Deutschland überhaupt glauben, daß sich weit über ein Drittel des deutschen Volkes einfach dem langsamen Verhungern preisgäbe, nur um den andern Volksgenossen noch ein in etwa angenehmes Leben zu ermöglichen? Es gibt Grenzen, die respektiert werden müssen, über die man nicht hinaus kann. Und diese Grenzen für die Lebenshaltung weitester Volksschichten scheinen uns bedenklich nahe erreicht zu sein. Jetzt schon schwillt die radikale Flut in beträchtlichem Maße. Ob sie, zur völligen Entladung gekommen, haltmacht vor jetzt noch geltenden Begriffen, vermag niemand zu sagen, auch die Industrie nicht, die heute noch in verblödeter Kurzsichtigkeit teilweise die radikale Bewegung — und nicht nur mit platonischen Redensarten — eifrig unterstützt und fördert.

Was in der gegenwärtigen Notzeit besonders erbittern muß, ist der Umstand, daß dieser Kampf um die Wiedergesundung der Wirtschaft zu einem Ringen um das soziale Prinzip geworden ist. Seine Wortführer lassen sich nicht mehr leiten von Rechenexempeln, von der Frage: Kann die Wirtschaft das und das vertragen oder nicht? Sicherlich wird dies Wirtschaftliche nach außen hin herausgestellt. Sonst würde man ja bei sachlichen Naturen glatt abfallen. In Wirklichkeit aber geht das Ringen um das Soziale überhaupt, um die Position des arbeitenden Menschen, um seine Geltung in Wirtschaft und Gesellschaft. Und das einzig wahre Rechenexempel ist schließlich nur: Wie kann ich durch Not, also durch Abbau der Löhne, der Sozialversicherung, der Wohlfahrtszüge noch mehr zermürben und sturmreif machen, damit endlich wieder „der Herr im Betrieb“ und in der Wirtschaft zu seinem vollen, uneingeschränkten Recht kommt! Selbst die sonst sehr sachlich gehaltene Zeitschrift der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände, „Der

Arbeitgeber“, kann aus solch unsozialer Denkweise nicht heraus. In Nr. 2, 1932, beschäftigt sie sich im Leitartikel „Dom Tage“ mit den bisherigen Stappen der deutschen Lohnpolitik: 1. der Lohnaufbaupolitik unter Arbeitsminister Dr. Brauns, 2. der Festhaltungspolitik selbst bis in den wirtschaftlichen Niedergang hinein, 3. der zögernden Senkung des Lohnes in der Krise unter Erhaltung seiner realen Kaufkraft.

„Wir befinden uns an der Schwelle von 1932 nunmehr“, so sagt „Der Arbeitgeber“ weiter, „im vierten Stadium der lohnpolitischen Entwicklung. Die Löhne sind zum erstenmal schlagartig und in einem wirtschaftlich spürbaren Umfang herabgesetzt worden. Diese Lohnherabsetzung ist aber immer noch mit der Fiktion der Erhaltung der Kaufkraft verbunden, durch die Ankündigung einer Gleichzeitigkeit von Lohn- und Preisenkung. Die Gewerkschaften haben diese Fiktion der Gleichzeitigkeit ernst genommen und ihr die Auslegung gegeben, daß eine entsprechende Senkung der Preise und Lebenshaltungskosten die Voraussetzung für die Aufrechterhaltung der letzten notverordneten Lohnenkung sei; ein Brief des Reichskanzlers, mit dem wir uns bereits kritisch auseinandergesetzt, hat diese gewerkschaftliche Annahme nicht entkräftet, sondern eher bestärkt. Die lohnpolitische Bedeutung des Jahres 1932 wird nun darin bestehen, die Fiktion von der Gleichzeitigkeit und der gegenseitigen Bedingtheit von Lohn- und Preisenkung und der Aufrechterhaltung der Einzelkaufkraft des Lohnes zu zerstören. Erst mit der anerkannten Auflösung und Preisgabe dieser Fiktion, erst mit der Tatsache, daß die Kaufkraft des Einzellohnes in der Tat gesenkt worden ist, daß Kaufkraft von den Lohnempfängern auf die Erzeuger übertragen worden ist, daß Preisenkungen im Rahmen der Rentabilität nur organisch den Unkosten und damit auch Lohnsenkungen folgen können und nicht mehr umgekehrt — erst mit diesem Durchbruch neuer Proportionen und ihrer Anerkennung wird die lohnpolitische Korrektur in Deutschland abgeschlossen sein.“

Diese Darstellung ist nicht mißzuverstehen. Sie bedeutet in ihrer letzten Konsequenz eine weitere lohnpolitische Verschlechterung der Arbeiterlage. Bei der weiteren Gestaltung des Lohnes darf nicht — das ist Sinn und Wille dieser Erklärung — Rücksicht darauf genommen werden, ob die reale Kaufkraft des Lohnes erhalten bleibt.

Die materielle Zermürbung der Arbeiterschaft soll dann alles Weitere gewissermaßen schon von innen heraus vorbereiten. Man rechnet damit, daß die große Not die Menschen zaghaft und mutlos mache, ihnen das Vertrauen zu sich selbst nehme, ihre Widerstandskraft gegen weitere Verschlechterungen untergrabe und sie endlich auch ihre Hoffnung auf ihre Gewerkschaften aufgeben lasse. Selbstverständlich wird diese Entwicklung noch zu beschleunigen versucht durch einen gewaltig großen und regsamem Propagandaapparat.

So soll der Weg frei gemacht werden zu einer neuen Ordnung der Dinge, in der die Arbeiter nichts, aber auch gar nichts zu sagen haben. Gewiß denken nicht alle Arbeitgeber so. Es gibt auch Arbeitgeber, die Wert und Bedeutung des schaffenden Menschen und auch der Gewerkschaften anerkennen und nach ehrlicher, gleichberechtigter Zusammenarbeit streben. Für Volk und Wirtschaft wäre es besser, wenn diese Anschauung sich viel stärker durchsetzen könnte.

Die unsoziale Haltung weiter Wirtschaftskreise ist unglaublich kurzfristig und töricht. Ein Uebermaß von Not kann auch zur Verzweiflung führen, die ums Leben kämpft. Wir wollen nicht hoffen, daß es so weit kommt. Jedenfalls würden dann viele Goldschreiber und Verfächter unsozialen Geistes sich zu ihrem „rühmlich“ bekannten Revolutions„mut“ zurückfinden. Auch der Kampf gegen die Gewerkschaften ist Torheit. Eine wirklich ehrliche Chronistik wird nicht an der Tatsache vorbeikommen, daß die Gewerkschaften der festeste Pol der Ordnung und der Ruhe in kritischer Zeit gewesen sind. Besonders zwei Momente wirken sich hier bedeutsam aus. Die Gewerkschaften sind Schulen der Selbstzucht und der Disziplin. An ihrer festen Front bricht sich aufschäumender Radikalismus. Und dann: sie hinderten und hindern die völlige Verelendung und Rechtlosmachung der arbeitenden Menschen und damit ihre Auslieferung an eine Verzweiflung, die keine Grenzen mehr kennt.

An uns aber liegt es, diese Kraft zu erhalten. Wir Metallarbeiter wollen auch in der jetzigen Zeit nicht den Kopf und den Mut verlieren. Unsere beste Antwort gegenüber allen Versuchen, uns noch mehr Lasten aufzubürden, ist noch treueres Festhalten am Verband und stetes Wirken für seine weitere Entwicklung.

Verbandsaufgaben und Verbandswege



In großen Zügen gesehen, sind die Verbandsaufgaben dreifacher Art: allgemeiner, betrieblicher und beruflicher. Auf diesen Dreiklang ist auch die innere Organisation unseres Verbandes gestimmt, von den Mitgliedern aus nach Orts-, Betriebs- und Berufsgruppen, weiterlaufend nach Verwaltungsstellen, Bezirken, bis zur Spitze des Verbandes und umgekehrt. Auf diesem Wege spielt sich auch die ganze Verbandstätigkeit ab: die Pflege, Vertretung und Förderung der Metallarbeiterinteressen, die Schutz-, Hilfs- und Unterstützungsmaßnahmen, das Bildungs- und Nachrichtenwesen für die Mitglieder sowie die öffentlichen Vertretungs-, Aufklärungs- und Werbedienste.

Größe der Aufgaben

Es ist eine nicht scharf genug zu beachtende Tatsache, daß die gewerkschaftlichen Aufgaben nach jeder Richtung hin gewaltig größer geworden sind. Ihre Erfüllung ist aber erschwert worden. Die Position der Arbeiter hat sich verschlechtert. Zahl, Stärke und Raffinertheit ihrer Gegner hat sich verschärft. Sogar manche Arbeiter lassen sich zu Diensten gegen sich selbst und ihren eigenen Stand mißbrauchen. Neue Risiken, Gefahren und Schäden sind über die Arbeiterschaft gekommen. Die staatliche und rechtliche Hilfe für die Arbeiter, deren Beeinflussung und Anwendung sind erschwert. Viel mehr und schärfer werden sich die Arbeiter wieder der Selbsthilfe zuwenden müssen. Um so mehr auch, als sich gezeigt hat, daß auf dem Wege der großen öffentlichen und allgemeinen Regelungen den Arbeitern allein nicht genügend gedient ist.

Wege zum Ziel

Infolge dieser gesteigerten Aufgaben müssen auch alle Wege zu diesen Zielen entschiedener aufgesucht und begangen werden. Nicht nur der eine ist zu beschreiten, sondern bewußter auch die anderen. Zwangsläufigkeit und Übung der letzten Jahre haben Sorge, Kraft und Zeit der Gewerkschaften fast nur den Tarifvertragsänderungen, dem Arbeitsrechtsschutz und der Arbeitslosenhilfe zugewendet. Persönliche Einzelbetreuungen erforderten hiervon den Löwenanteil, alles andere kam dadurch vielfach zu kurz. Es muß deshalb hier „umgebaut“ und nachgeholfen werden. Hierzu gilt es, die besten Verbandskräfte mehr frei zu machen. Sie stoßen dann schon von selbst auf zurückgebliebene und neue Aufgaben und damit zu den Zielen vor.

Die Erreichung dieser Ziele setzt jedoch voraus, daß auch die ureigensten Verbandsangelegenheiten nachdrücklicher beachtet und gefördert werden. Aus dem Berufsleben ist bekannt, daß, wenn Antriebskraft, Maschinen, Werkzeuge und besonders die Zahl der Arbeitskräfte zu schwach sind, die Arbeit schindig und mühselig wird. Einrichtungen, Zeit und Kräfte unnütz vertan werden und auch der Arbeitserfolg demnach ausfällt. Ähnlich ergeht es der gewerkschaftlichen Arbeit. Deshalb müssen auch hier die Kräfte den Aufgaben entsprechend gestärkt werden. Die Möglichkeit dazu ist gegeben, wenn alle Wege des gewerkschaftlichen Wirkens mehr begangen werden. Hier treffen wir die uns fehlenden Kräfte. Neuer Schwung kommt dadurch in das gewerkschaftliche Leben. Den unberufenen Faktoren, die im Laufe der letzten Zeit den Gewerkschaften ins Handwerk zu pfuschen versuchen, wird so am ehesten begegnet.

Vom Kampfplatz ums Ganze

Die erste und wichtigste unserer Aufgaben und Wege betrifft die Interessen der Metallarbeiter als Menschen, mit ihren Verhältnissen in Familie, Wohnung, Wohnort, als Staatsbürger, in ihren sonstigen Lebenskreisen, insbesondere jedoch als Produzenten, Konsumenten und Kulturträger mit ihren geistigen und sozialen Belangen. Von hier aus stoßen

Einsicht und Pflichtbewußtsein, der Kampf um Leben, Geltung und Vorwärtstreben, Sorgen und Sicherung der eigenen Zukunft sowie für Frau, Kind und Angehörige schon von selbst zum Verband, aber ebenso sehr auch der Trieb der Einzelglieder im ständischen und gesellschaftlichen Gemeinschaftsleben und -streben. Das Auffangbecken und Tätigkeitsgebiet hierzu ist zunächst die verbandliche Ortsgruppe. Sie ist daher auch Bindeglied oder Brücke zwischen Verband und den Mitgliedern, ihren Familien, Wohnorten und sozialen Belangen.

Ueber den Weg der Ortsgruppen usw. vollzieht sich in der Regel auch die größte Verbandstätigkeit. So das Wirken auf den allgemeinen sozialen Kampfplätzen, wo das Schicksal der Arbeiter im Wettkampf mit den Berufsständen am ehesten bestimmt wird. Hier spielt sich ab der örtliche Verkehr mit Gesetzgebung, Behörden, Öffentlichkeit und Wissenschaft. Ferner das Ringen durch Tarifverträge, Sozialversicherung, Wohlfahrtswesen, Wohnungs- und Preisgestaltung sowie der vielgestaltigen Arbeitervertretungen öffentlicher Art. Weiter werden hier einschlägige Verbindungen und Beziehungen unterhalten mit den Gesamtbewegungen, den wirtschaftlichen Eigenunternehmungen, mit anderen nahe liegenden Vereinigungen und Instanzen. Öffentliche Aktionen, Erfahrungsaustausch, Bildungs- und Unterhaltungsbestrebungen, Jugendpflege und ähnliches mehr spielen sich hier ab.

Durch die Ortsgruppen wird auch die Mitgliedschaft erworben und gepflegt sowie das ureigene Verbandsleben ausgewirkt. Verbandsgesetz und Verbandsordnung werden auf dem Wege ehrenamtlicher Selbstverwaltung und Selbstgestaltung für jedes Einzelmitglied wie für die ganze Mitgliedschaft vollzogen. Einordnung, Bedienung und Förderung der Mitglieder, Zustellung der Verbandschriften, Broschüren- und Büchervertrieb und -ausleihe, Regelung der Unterstufungen, gegenseitiges Sichhelfen, Versammlungen,

Konferenzen und Kurse sowie vor allem das Einziehen der Wochenbeiträge, das Aufrichten von schwankenden und das Werben von neuen Mitgliedern erfolgen hier, und sie erfordern volle Aufmerksamkeit und Hingabe. Hinzu kommen die Funktionen, die sich für die Ortsgruppe als Glied des Ganzen ergeben, nach Verwaltungsstellen, Bezirken, mit der Hauptleitung des Verbandes

sowie in den Gesamtbewegungen. Für uns als christliche Organisation ist diese Art der Verbandsarbeit, die vom Arbeiter als Mensch ausgeht, die ihren Weg über Familie, Wohnung und ähnliche Lebenssphären der Arbeiter nimmt, aus einer ganzen Reihe von Gründen die erfolgreichste. Sie verdient daher nachhaltigste Pflege und Förderung.

Das Ringen im Betrieb

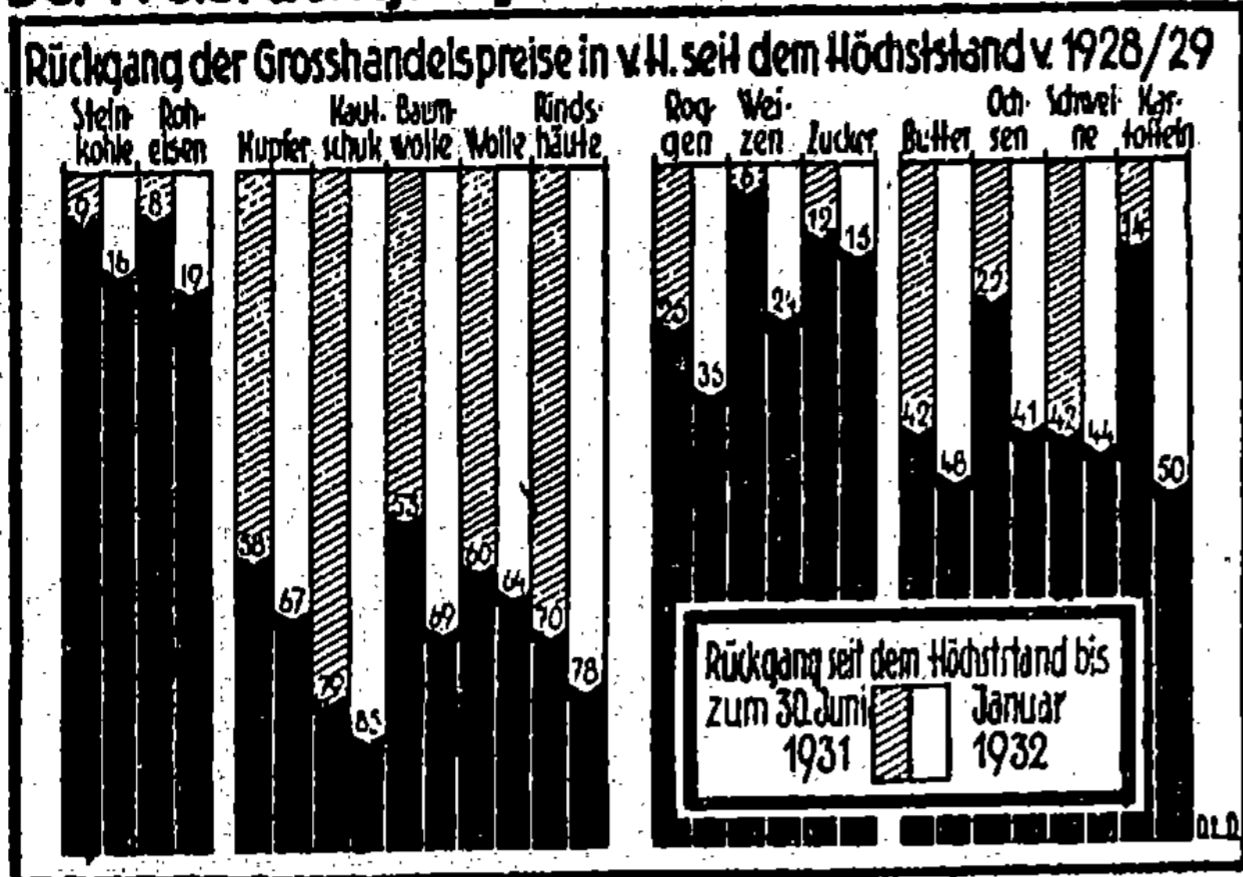
Aber auch die zweite, die betriebliche Verbandsfunktion, ist von größtem Werte. Im Betrieb geht es



Das Ringen im Betrieb

Aber auch die zweite, die betriebliche Verbandsfunktion, ist von größtem Werte. Im Betrieb geht es

Der Preisrückgang bei einzelnen Produkten



nämlich hart um hart, um den Arbeiter als solchen, als Mensch, Familienernährer, als Glied der Belegschaft, insbesondere jedoch als wichtigsten Faktor im Produktionsprozeß. Hier gilt es, diese Arbeitskraft als das einzigste „Kapital“ des Arbeiters und seiner Familie sowie als das wichtigste „Kapital“ für Betrieb, Wirtschaft und Volkswohlfahrt, bestens zu sichern und zu „verzinsen“. Das große Interesse des Arbeiters am Betrieb zeigt sich schon daran, daß er vielfach von „seinem“ Betrieb redet, eine Sprachübung, die sehr vieles für sich hat. Im Betrieb findet er Verdienst, Brot und Aufstiegsmöglichkeit. Hier sieht er aber auch Gesundheit und Leben, Kraft und Können und damit seine ganze Person mit ein. Dieser Einsatz geht antellig mit in den Betrieb und die Produktionserzeugnisse über; er ist so groß und hoch, daß er mit dem Lohn und den Sozialleistungen allein nicht abzugelten ist. Leider wird diesem stittlichen Anrecht des Arbeiters auf „seinen“ Betrieb heute weniger entsprochen.

Die Lage der Metallarbeiterschaft im Betrieb ist an sich zumeist eine schwere und sie hat sich stark verschärft. Der Arbeitsplatz ist unsicherer geworden und die Arbeit unbeständiger. Die fürchterlichsten „Arbeiterfeinde“, die betrieblichen Unfall-, Krankheits- und Vergiftungsgefahren, haben zugenommen. Neue Nerven-, rheumatische und ähnliche Uebel zeigen sich. Leistungsübertrumpfung, Arbeitsselle und Ausnützen der Arbeitssekunden stehen in steigender Übung. Betriebe von Konzern- und Kartellgebilden werden zunehmend gegeneinander ausgespielt. Ebenso auch die eine Betriebsleitung, Kolonne und Arbeitskraft gegen die andere. Daneben verschärfen die Arbeit und erschweren die Arbeitsfreude: das „an die Kette gelegt sein“ durch betrieblich-mechanische Fließbänder und Rollgänge, scharfe Betriebsdisziplin, neue Antreiber- und Kontrollsysteme, gerissene Kalkulations- und Akkordmethoden. Die Arbeit in den Betrieben wird vielfach auch deshalb unsicherer und kälter, weil heute das Bankfinanzkapital die Betriebe stark beherrscht, das Arbeitgebertum entpersönlicht ist, viele Arbeitgeber von der technischen und praktischen Arbeit nichts verstehen, manche Betriebsvorgesetzte sich wieder in kommandierenden Schnauztönen ergehen, Arbeiter nach der Parteilinse des Chefs behandeln, sowie auch durch abnehmende Belegschaftssolidarität und Arbeiterkolligialität selbst. Maßnahmen und Einrichtungen des Arbeiterschutzes, hygienischer, sanitärer und betriebsfürsorglicher Art, schwinden immer mehr. Von Lohn- und Akkordschmerzen sei hier schon gar nicht mehr geredet. Fast tagtäglich quillt das betriebliche Arbeiterleben andere neue Schwierigkeiten hervor, mit denen sich der Arbeiter stets auseinandersetzen und herumschlagen muß. Dazu schwebt immer das Damoklesschwert wichtiger und näher über seinem Haupte: Wer nicht mehr kann, nicht mehr will, oder „mißliebige“ ist, der fliegt, wir können andere genug bekommen!

Die betriebliche Arbeiterinteressenvertretung genügt diesen Zuständen gegenüber vielfach nicht und muß allgemein mehr ausgebaut werden. Mit gefühltem

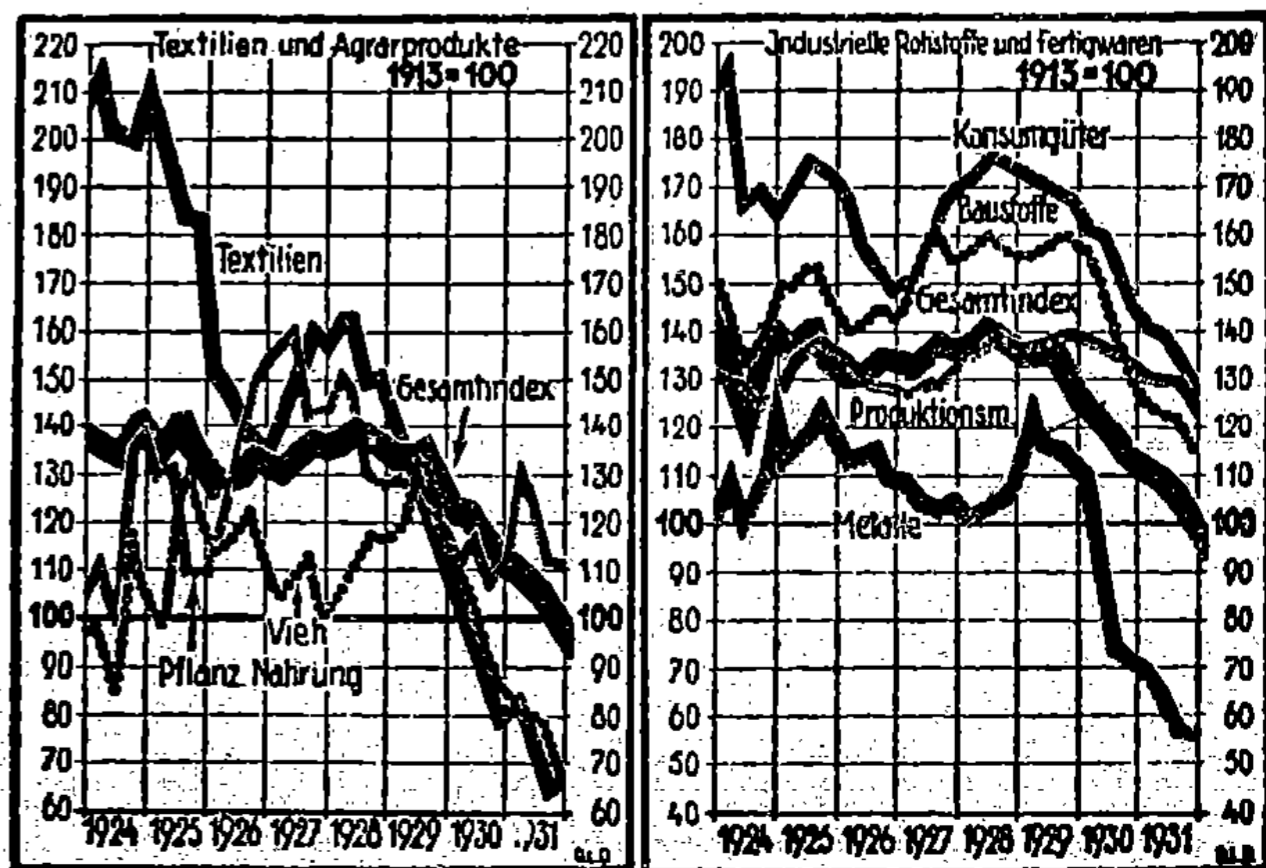
Arbeiterschutzes, Tarifvertrag und Betriebsrätegesetz allein ist dieser Lage nicht genügend beizukommen. Hier muß deshalb zunächst aus rein sachlichen Erwägungen die besondere gewerkschaftliche Funktion noch vielmehr und gründlicher nachhelfen. Dadurch wird auch am ehesten dem arbeiterschädlichen und belegschaftszerstlegenden parteipolitischen Radikalismus in den Betrieben das Handwerk gelegt. Einigkeit und Aktivität, Aufklärung und Werbung der Belegschaften werden dadurch am erfolgreichsten gefördert. Hier stoßen wir aber nicht nur auf unerfüllte und stets neue Aufgaben, sondern auch auf manche Stimmung gewerkschaftlicher Verlassenheit, weil hier die Gewerkschaft, wo sie am ehesten helfen sollte, so fernab erscheint, sich nicht selbst genügend sehen und hören läßt. Es ist daher die Gewerkschaft wieder näher an Belegschaften und Arbeiter im Betrieb zu bringen. Neben den gesetzlichen Betriebsvertretungen, muß der gewerkschaftlichen Betriebsaktivität durch Betriebsgruppen eine größere Bahn geschaffen, sowie ihnen Form, Inhalt und Nachdruck gegeben werden.

Fachberufliche Forderung

Ueber das dritte dieser Gebiete, die besonderen beruflichen Aufgaben und Wege des Verbandes, brauchen nähere Ausführungen nicht mehr gemacht zu werden. Noch in der Nr. 50 v. J. ist dieses in unserm Verbandsorgan geschehen. Nur sei erwähnt, daß der Berufsgedanke, allgemein sowohl wie nach den einzelnen Fach- und Spezialgebieten, eine gewaltige Bedeutung hat und seine Träger derart beherrscht, daß sie vielfach nur noch dafür Interesse haben, nur alles für ihn tun und nur alles von ihm erwarten. Dieser Tatsache ist durch unsere fachlichen Berufsgruppen mehr Rechnung zu tragen. Und zwar sowohl hinsichtlich der Interessenvertretung, der Berufsförderung, als auch zur Belebung der gewerkschaftlichen Stimmung und Werbekraft.

Aus alledem ergibt sich die Schlussfolgerung, gemäß den seitherigen Übungen und Ansätzen, allen diesen dreifachen Verbandsgebieten bewußter nachzugehen. Nicht nur sachliche und verbandliche Verhältnisse drängen hierzu, sondern auch die persönliche Eigenart der im gleichen Beruf Stehenden. So liegt es dem einen mehr, seine gewerkschaftliche Pflicht zu erfüllen über den Weg der Ortsgruppe. Anderen wieder liegt der Betrieb „näher“, und wieder anderen der Beruf. Der eine will mehr allgemeine, der andere mehr betriebliche und wieder andere mehr berufliche Wege gehen. Manchen gefällt auch unsere allgemeine Berufsbezeichnung Metallarbeiter weniger, sie werden aber lebendig und helfen eher mit, wenn sie vom Betrieb aus, oder vom Fachberuf, als Former, Walzer, Maschinenbauer, Mechaniker, Monteur, Elektriker usw. zur Mitarbeit aufgerufen werden. Auf diese Interessierung und Mithilfe, gleich welcher Art, muß es aber doch ankommen, denn die ausschlaggebenden Ziele bleiben doch dieselben. Je mehr deshalb die Wege dazu beschritten werden, je eher und je besser werden sie erreicht.

W. Mauer.



Der Großhandelsindex wieder auf Friedenshöhe

Der Vorstoß der englischen Schwerindustrie am internationalen Eisenmarkt

Nachdem in diesen Tagen der englische Schatzkanzler R. Chamberlain im Unterhaus seine Pläne für die neue englische Zollpolitik bekanntgegeben hat, dürfte die besonders in den letzten Wochen von der englischen Presse entfaltete Propaganda für die Einführung von Eisenzöllen zu einem erfolgreichen Abschluß gekommen sein. Noch vor kurzem hatte ein Ausschuß von Fabrikanten der englischen Stahlindustrie, dessen Mitglieder 70% der Stahlproduktion Englands kontrollieren, dem Präsidenten des Handelsamtes einen Bericht vorgelegt, der dringend den sofortigen Schutz des heimischen Marktes forderte. Der Bericht ging davon aus, daß die englische Rohisenproduktion im Jahre 1931 nur 36% des Jahres 1913, die Stahlproduktion nur 68% von 1913 betragen habe (für Deutschland lauten die entsprechenden Zahlen 31 und 43%). Während die Ausfuhr im Jahre 1913 die Einfuhr monatlich um 238 000 t übertraf, habe die Einfuhr die Ausfuhr seit dem September 1930 überstiegen, und in den letzten Monaten habe der Ueberschuß nicht weniger als je 127 200 t, im November 1931 sogar 184 000 t betragen.

Von anderer Seite wurde betont, daß unter den jetzigen krisenhaften Verhältnissen ein gewisser Schutz für die englische Eisenindustrie als berechtigt erscheine, um gleichzeitig die Produktion bis zur äußersten Grenze der Erzeugungsfähigkeit heraufschrauben zu können. Bei Aufstellung eines planmäßigen Entwicklungsschemas glaubt man — was allerdings reichlich optimistisch ist — die Jahreserzeugung von 9 auf 25 Millionen Tonnen, wovon 10 Millionen Tonnen exportiert werden sollen, forcieren zu können.

Diesen weitgehenden nationalen Produktionsplänen stehen auch nüchterne Auffassungen gegenüber. So wird bedauert, daß bei der gegenwärtigen Diskussion über die Anwendung eines Zolltarifes auf Eisen und Stahl die Öffentlichkeit nicht den Zugriff zu zwei Dokumenten von überragender Wichtigkeit gehabt hätte, und zwar zu dem Bericht des Unterausschusses im Beratenden Wirtschaftsrat (Economic Advisory Council) und zu einem Programm regionaler Verschmelzung, das durch eine hohe Finanzautorität verbreitet worden ist, die in enger Fühlungnahme mit der Bank von England steht. So stellte der Beratende Wirtschaftsausschuß auf Grund der zahlreichen, ihm zur Verfügung stehenden vertraulichen Informationen fest, daß sowohl vor dem Kriege wie auch in den letzten Jahren das Wachstum der Eisen- und Stahleinfuhr sich in der Hauptsache auf halbfertige Produkte stützt, die in diesem Lande einer weiteren Bearbeitung unterworfen werden, wodurch die Forderung nach Zollschutz viel an Kraft verliere.

Für die kontinentalen Eisenindustrien müssen die augenblicklichen Vorgänge in England von besonderer Bedeutung sein, als ein ganz erheblicher Teil des kontinentalen Eisenexportes, insbesondere Halbzeugmaterial, früher nach England ging. Die Entwertung des englischen Pfundes, die in ihrer Höhe bereits schon einem erheblichen Zollschutz gleichkam, hat eine zunehmende Erschwerung der Ausfuhr für die kontinentalen Eisenländer mit sich gebracht. Dabei muß man sich fragen, wie sich in der nächsten Zukunft bei einer durchschnittlichen Währungsentwertung um 30% der weitere Rückgang des englischen Preisniveaus, in Gold gerechnet, stellen wird.

Besonders der belgischen Eisenindustrie sind in den letzten Monaten zugunsten der englischen Erzeuger mehr und mehr Geschäfte verlorengegangen. Heute wirken sich die Verhältnisse für die Belgier, die in England den besten Kunden besaßen, geradezu katastrophal aus. Da aber einzelne belgische Werke unbedingt Aufträge suchen, geht dies auf Kosten der Preise und auf Kosten der anderen kontinentalen Eisenindustrie, weil

man den englischen Ausfall auf den anderen Auslandsmärkten auszugleichen sucht. In erster Linie Frankreich weiß davon zu berichten, in welchem Maße der belgische Wettbewerb im Inlande zugenommen hat. Da die Umsätze stark sinken, geht dies vorläufig auf Kosten der französischen Produktion, und man ist jetzt an dem kritischen Punkt, der die Stilllegung von Werken und die weitere Drosselung der Produktion notwendig erscheinen läßt.

Wenn man sich im Augenblick in den westlichen Eisenländern auch noch in der Defensivhaltung hält und die Sorgen um die Zukunft eine durchgreifende Initiative vorerst noch hintanhaltet, so darf man jedenfalls schon heute sagen, daß die kontinentale Eisenindustrie auf die Dauer keine Anstrengung unterlassen wird, den Ausfall am englischen Markt durch verstärktes Drängen nach anderen Ländern, besonders aber auch nach Uebersee, wettzumachen. Wenn die englische Eisenindustrie glaubt, wie kürzlich der Syndikus der National Federation of Iron & Steel Manufacturers, Sir William Larkle, mitteilte, daß ihr Ausbaumöglichkeiten hinsichtlich des Exportes im ganzen Reichsgebiet zur Verfügung ständen, so darf sie nicht den zunehmenden Wettbewerbskampf der kontinentalen Eisenindustrien gerade in diesen Gebieten vergessen. Die Folge wird ein weiterer Preisverfall am Welt-eisenmarkt sein, und die Vorteile, die die englische Eisenindustrie im Inlande durch einen zollgeschützten Markt zu erreichen hofft, werden gewiß durch die weiter zunehmenden Rückgänge an den Auslandsmärkten, wo auch sie konkurrieren muß bzw. will, mehr als wettgemacht werden.

Auf Grund der augenblicklichen Lage sollten die Engländer die Wirkung ihrer Eisen-Schutzkampagne nicht überschätzen. Wenn sich dabei ohne weiteres die Frage ergibt, ob England nicht besser daran täte, sich mit dem Kontinent zu verständigen, so ist die englische Ansicht, wonach die kontinentalen Eisenländer die Beteiligung der englischen Schwerindustrie an internationalen Eisenabmachungen von englischen Schutzzöllen abhängig gemacht hätten, völlig verfehlt. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Die englischen Schutzzölle werden den internationalen Eisenmarkt weiter unterhöhlen, während eine internationale Eisenverständigung wieder zu erträglicheren Verhältnissen führt. Es soll dabei nicht vergessen werden — zumal England im Augenblick seine Kräfte überschätzt —, daß der Präsident des vielleicht bestgeleiteten Konzerns der britischen eisenschaffenden Industrie „South Durham“ noch vor ganz kurzem erklärte, daß die Hilfsmittel und die Anleihenkräfte der englischen Eisen- und Stahlindustrie erschöpft seien.



Bahnbau

Die englischen Werke sollen selbst in absehbarer Zeit trotz Pfundbaisse nicht in der Lage sein, sich zu erholen, selbst wenn Schutzölle bewilligt würden, weil die Kapitalien nicht bereitstehen, um die notwendigen Rationalisierungs- und sonstigen Maßnahmen durchzuführen. Wäre es nicht angebrachter,

zwischen der englischen Stahlindustrie und den festländischen Schwerindustrien eine weit innigere Zusammenarbeit als bisher zu ermöglichen an Stelle eines rücksichtslosen Wettkampfes, der nur unwirtschaftlich auf Kosten der einzelnen Erzeugerländer sein kann?
Dr. FG.

Zur Lage der deutschen Invalidenversicherung



ür die Invalidenversicherung hatte der Vermögensverlust durch Krieg und Inflation und der Neuaufbau ab 1. Januar 1924 eine entscheidende Umgestaltung zur Folge: den Übergang vom Anwartschaftsdeckungsverfahren zum Umlageverfahren. Dieses letztere ist die Folge und das traurige Erbe der Inflation. Diese hat das meistens in Kriegsanzleihe angelegte Vermögen der Versicherungsträger — den Rückhalt der versicherten Arbeitnehmer — verzehrt. Der durch die Aufwertung gerettete Teil spielt schon mit Rücksicht auf den höheren Zinsverlust keine entscheidende Rolle.

Welchen Aderlaß die Invalidenversicherung erfahren hat, geht aus folgenden Zahlen hervor. Sie besaß 1913 ein Vermögen von über 2 Milliarden Mark, darunter allein in Wertpapieren und Darlehen angelegt 1970,7 Millionen Mark. Anfang 1924 war ihr Bestand an Wertpapieren und Darlehen 124,5 Millionen RM., also etwa ein Sechstel des Betrages von 1913. Nun ist der Zinsgewinn bei der Berechnung der Beiträge von einschneidender Bedeutung. Im Jahre 1913 betrug die Rentenlast in der Invalidenversicherung 188,2 Millionen Mark. Davon gingen zu Lasten der Versicherungsträger 129,7 Millionen Mark, 58,5 Millionen Mark wurden durch Zuschüsse des Reiches gedeckt. Die Zinseinnahme betrug 1913 67,4 Millionen Mark bei der damaligen geringen Verzinsung von etwa 3½%. Mehr als die Hälfte der gesamten Rentenlast wurde also nicht aus laufenden Beiträgen, sondern aus Erträgen des angesammelten Kapitals gedeckt.

In den Jahren nach 1924 war die Einnahme aus Zinsen für die Deckung der Rentenlast ohne Belang. Im Jahre 1926 betrug der Anteil der Zinsen nur 3,1% an den gesamten Einnahmen, während 1913 rund 52% der Rentenzahlungen durch aufgekommene Zinsen vorgenommen werden konnten. Das Gesetz über Leistungen und Beiträge in der Invalidenversicherung vom 8. April 1927 brachte mit Wirkung vom 27. Juni 1927 an eine Erhöhung der Wochenbeiträge für die Klassen I bis VI und ab 1. Januar 1928 für die Wochenverdienste von über 36 RM die Lohnklasse VII mit einem Wochenbeitrag von 2 RM. Erst mit dieser Beitragserhöhung erhielt die Invalidenversicherung einen stärkeren Vermögenszuwachs, stieg sodann auch die Zinseinnahme. Es begann die sogenannte Umlageperiode mit Uberschüssen, die der Invalidenversicherung für die nach der steigenden Rentenentwicklung eintretende Zeit der Mehrausgaben nach 1932 für einige Jahre Deckungsmittel geben sollte. Die Zeit der fetten Jahre ging aber schneller vorüber, und so ist die Invalidenversicherung schon 1931 ganz rapid in die mageren Jahre gekommen — oder, besser gesagt, in die dürren Jahre des Defizits —, in einen vorzeitigen finanziellen Niedergang. Die Wirtschaftskrise hat diese Entwicklung beschleunigt.

Im Jahre 1931 vereinnahmte die Invalidenversicherung aus Zinsen rund 80 Millionen RM. bei einer Gesamtausgabe von 1071 Millionen RM. Die gestiegenen Kosten des Selbstverfahrens betragen im gleichen Jahre rund 90 Millionen Reichsmark. Für das Jahr 1932 ist infolge der Änderung der Zinsverhältnisse und des Vermögensrückgangs der Landesversicherungsanstalten mit einer niedrigeren Zinseinnahme von etwa 70 Millionen RM. zu rechnen. Auf die Frage der neuen Vermögensbewertung, u. a. der 478 Millionen RM. Wertpapiere im Rahmen des am 31. August 1931 festgestellten Reinvermögens der Invalidenversicherung in Höhe von 1478 Millionen RM., will ich hier nicht eingehen. In Betracht kommt in diesem Zusammenhang noch, daß die Renten, dem natürlichen Wachstum entsprechend, um etwa 70 Millionen Reichsmark im Jahre steigen.

Mit dem zunächst unvermeidbaren Umlageverfahren ab 1. Januar 1924 hat die Invalidenversicherung, ihrer Rücklagen und Zinseinnahmen beraubt, die ehemals gedeckten Rentenbelastungen der Vergangenheit samt den Steigerungen übernehmen müssen.

Während im Jahre 1913 beim Anwartschaftsdeckungsverfahren der höchste Beitrag 48 Pf. betrug, beträgt er seit Beginn des Jahres 1928 beim Umlageverfahren 2 RM. Dabei reicht der heutige mehrfache Beitrag nicht einmal mehr zur Deckung der laufenden Verpflichtungen. Die Bildung von Rücklagen für die künftigen Ansprüche der Millionen von Versicherten, die auf Grund ihrer Beiträge zukünftig Leistungen erhalten sollen, ist nicht möglich. Für das Jahr 1932 klafft ein Defizit von 200 Millionen RM. Dieses Defizit würde jährlich noch eine ansehnliche Steigerung erfahren auf Grund der Rentenentwicklung und Altersgruppierung der versicherten Bevölkerung. Diese Entwicklung und Lage zwingt für die Zukunft der Invalidenversicherung wieder mehr zu einer Beachtung der versicherungsmäßigen Erfordernisse. Das liegt auch im besonderen Interesse der Versicherten, die eine steigende Beitragsbelastung als reine Steuer (Umlage) für die Versorgung der jetzigen Rentenempfänger und die Unsicherheit ihrer eigenen Versicherungsansprüche auf die Dauer nicht ertragen könnten. Dies betrifft die zukünftige Umgestaltung der Invalidenversicherung mit dem Ziele einer allmählichen Ablösung des gefährlichen reinen Umlageverfahrens.

Für die heutige finanzielle Lage der Invalidenversicherung als einer Rentenversicherung der unversorgten Arbeitnehmerschaft besteht aber die Frage, ob sie von der Allgemeinheit einen entsprechenden Ausgleich erhalten hat für ihre durch Krieg und Inflation entstandenen Verluste wie neuen Lasten? Dies muß verneint werden, trotz der vom Reich gewährten Zuschüsse und Beiträge. Auf die zwangsläufige Übernahme der alten Rentenansprüche mit ihren Aufwertungen und Ergänzungen trotz Vermögens- und Zinsverlust (Kriegsanleihen), wurde schon hingewiesen. Zur gefehlich gewollten starken Vermehrung der Zahl der Rentenempfänger kommt der sonstige Zuwachs verschiedener Art durch die Kriegs- und Nachkriegszeit. Die zahlreichen erwerbsunfähigen Kriegsschädigten, die invaliden Kriegerwitwen und Kriegerwaisen belasten die Versicherung sehr stark. Zahlreiche Kleinrentner, die durch den Verlust ihres Vermögens genötigt wurden in ihren alten Tagen eine versicherungspflichtige Beschäftigung anzunehmen, sind nach Erfüllung der bis zum 1. Januar 1932 geltenden geringen Wartezeit von 200 Beitragswochen der Versicherung anheimgefallen. Dies sind alles Kriegsfolgen, nicht solche aus dem Versicherten-Beschäftigungsverhältnis. Dazu kommt die Einbeziehung reiner Fürsorgeleistungen, die nicht in den Rahmen einer Versicherung passen, auch in den Beiträgen keine Begründung haben. Auch die umfangreichen Leistungen zur Wahrung und Hebung der Volksgesundheit treten zu einem wesentlichen Teil als Allgemeinleistungen hinzu. Sehr ungünstig belastet ist auch die Invalidenversicherung durch die gesetzliche Regelung über die Wanderversicherungen. So trägt die Invalidenversicherung seit Krieg und Inflation mit einer Unsumme von Leistungen, die an sich Sache der Allgemeinheit der Steuerzahler und von Reich, Ländern und Gemeinden zu übernehmen wären.

Für all das hat die Invalidenversicherung Anspruch auf einen ausgleichenden Ersatz. Diese Verhältnisse erheischen eine Würdigung und Berücksichtigung. Arbeitgeber und Versicherte leisten dazu noch die vierfachen Beiträge gegenüber der Vorkriegszeit. Wo ist sonst eine Volksschicht, die solch große eigene Opferleistungen aufbringt für die Volksgesund-

heit, für die Hilfe an die Schwachen und Notleidenden, für die nicht mehr Arbeitsfähigen! Wir finden keine!

Die Vierte Notverordnung vom 8. Dezember 1931 hat Einschränkungen der Leistungen der Invalidenversicherung gebracht. Diese stellen vorwiegend eine Kürzung oder Streichung von Leistungen dar, die mehr auf das Gebiet der allgemeinen Fürsorge gehören oder Doppelleistungen darstellen. Von den Betroffenen wird der Wegfall dieser Leistungen als hart empfunden, und zweifellos sind daraus auch starke Nöte entstanden, die von der Fürsorge nun ausgeglichen werden müssen. Die dadurch erzielte Minderausgabe für die Träger der Invalidenversicherung wird zunächst für das Jahr 1932 etwa 70 bis 73 Millionen RM. betragen, für das Reich 27 Millionen RM. Hier schon wäre eine Berücksichtigung der Invalidenversicherung angezeigt gewesen, etwa durch Wiederübernahme der Postgebühren. Diese wurden seit Bestehen der Invalidenversicherung bis Juli 1930 vom Reich getragen, seit 1. August 1930 aber der Invalidenversicherung auferlegt.

Wir wissen, daß auch nach der Vierten Notverordnung der Invalidenversicherung für das Jahr 1932 eine Mindereinnahme von 200 Millionen RM. verbleibt. Arbeitslosigkeit, hohe Arbeitslosenbeiträge und starker Verdienstrückgang haben die Einnahmeseiten der Invalidenversicherung verbaut. Man sehe nur den Rückgang des Beitragsanteils in den oberen Lohnklassen. Den Trägern der Invalidenversicherung kann man auch nicht zumuten, bei der sehigen gespannten Lage auf dem Geldmarkt ihre Wertpapiere zu jedem Kurs zu verschleudern. Bei deren Erwerb oder Übernahme haben die Landesversicherungsanstalten auch meistens nur den öffentlichen und gesetzlichen Anforderungen entsprochen. Wenn jetzt

die Invalidenversicherung in der Weltwirtschaftskrise ihre dritte schwere Belastungsprobe durchzumachen hat, so haben die Versicherungsträger und die ihr zugehörigen wichtigen Volkskreise — namentlich mit Rücksicht auf ihre Belastungen und Leistungen für die Volksgesamtheit — Anspruch auf eine ausgleichende wirksame Hilfe.

Wir verkennen durchaus nicht die schwierige Finanzlage und die Belastungen des Reiches. Dennoch muß eine Hilfe gefunden werden, wie sie anderen bedrohten Volksschichten auch zuteil wird. Wenn jetzt die Arbeiterschaft bei furchtbar gedrückter Lebenshaltung aus den Wirkungen der Zollgesetzgebung höhere Preise auf sich nehmen muß, so kann aus den Zolleinnahmen eine gewisse Gegenleistung an die Invalidenversicherung gewährt werden. Auch im Reichsfinanzministerium darf man sich diesen berechtigten sozialen Anforderungen nicht verschließen. Das erwarten nicht bloß die mehr als 3 Millionen Rentempfänger aus der Invalidenversicherung, sondern mit anderen Volkskreisen auch die 18 Millionen Versicherten, die bei schweren Belastungen und Entbehrungen selbst größte Opferleistungen vollbringen. Die Sanierung der Invalidenversicherung unter Belassung der Allgemeinlasten lediglich auf den Schultern der schwachen Rentempfänger zu vollziehen, geht nicht an.

Erschüttert die gewaltige wirtschaftliche Krise die materiellen Grundlagen unseres Lebens, so darf doch nicht das soziale Empfinden, Wollen und Handeln beeinträchtigt werden. Sind auch unserer Leistungsfähigkeit Grenzen gesteckt, so muß doch bei allem das Gebot ausgleichender sozialer Gerechtigkeit stehen.

Karl Gengler, Stuttgart.

Die Wirtschaftsentwicklung im 2. Halbjahr 1931

III.

Die Bautätigkeit im Jahre 1931



Der Rückgang der Bautätigkeit ist im 2. Halbjahr 1931 in verstärktem Maße fortgeschritten. Dieser Rückgang betrifft sowohl den Wohnungsbau wie auch den Bau öffentlicher Gebäude und Gebäude für wirtschaftliche und gewerbliche Zwecke. Waren im Durchschnitt des ersten Halbjahres

1931 noch monatlich 1362 Baugenehmigungen und 1129 Baubeginne für Wohngebäude zu verzeichnen, so sanken diese Zahlen auf 770 bzw. 695 im November 1931. Im Monatsdurchschnitt des ersten Halbjahres wurden für 6112 Wohnungen die Bauerlaubnis erteilt und mit dem Bau von 5188 Wohnungen begonnen. Dagegen wurde im November 1931 noch für 2283 Wohnungen die Bauerlaubnis erteilt und mit dem Bau von 2142 Wohnungen begonnen.



Theodor Mügge
VIII.

„Was es auch sei“, antwortete er, „ich bin zu Eurem Dienste bereit.“
„Nein, nein!“ lachte sie mit süßem Munde, „Ihr sollt nicht mit Riesen und Drachen kämpfen, und doch ist es ein, wenn auch geringer, dennoch wichtiger Dienst, den ich von Euch begehre; vielleicht auch“ fügte sie hinzu, „nehmt Ihr selbst einigen Anteil daran. — Ihr habt von meinem Vetter Eustach gehört, daß mein Oheim, der Bischof, einen Brief an meine Mutter sandte, den Eustach aus Würzburg mitnahm. Ich sah es an seinen Mienen, daß dieser Brief Dinge betraf, die mich sehr nahe angehen, und leicht könnte es sein, daß Folgen daraus entstanden, die Unglück über mich brächten.“

„Fürchtet nicht zu viel“, fuhr sie fort, indem sie sah, wie ein dunkler Schatten über sein Gesicht fiel. „Ich bin nicht so schwach und verlassen wie andere Mädchen, und was die wollen, die da meinen, ich müßte mich vor ihrem Willen beugen wie ein zitterndes Rohr, wenn sie über Seele und Leib befehlen, die mir gehören, soll nimmer geschehen!“

Florian antwortete auch hierauf nicht, aber seine Mienen wurden noch ernster und schwerer.

„Ich muß wissen, was der Brief des Bischofs enthält“, sagte Hildegard, „muß an meine Mutter schreiben, ehe ein Befehl kommt, der mich zu ihr ruft, oder etwas geschehen kann, das Eustach wieder zu uns brächte. O!“

rief sie in stolzester Verachtung lachend, „ich sehe ihn schon kommen mit aller seiner Roheit, mit allem Spott und Uebermut in dem roten, nichts achtenden Gesicht. Das will ich vermeiden, wenn ich es kann, und um dessentwegen sollt Ihr mir einen Brief nach Kissingen bringen, wenn Ihr meine Bitte erfüllen wollt.“

„Zweifelt nicht daran“, sagte Florian; „allein solltet Ihr nicht vorziehen, selbst zu gehen und ich —“



Die nachstehende Aufstellung zeigt die Entwicklung auf.

Wohnungsbau.

	Wohngebäude		Wohnungen		Fertiggestellte	
	Bau- erlaub- nis	Bau- beginn	Bau- erlaub- nis	Bau- beginn	Wohn- gebäude	Wohn- ungen
1930	—	—	—	—	33 241	161 961
1. Halbjahr 1931	8275	6773	36 770	31 127	10 772	54 867
Im Monatsdurchschnitt	1326	1192	6112	5188	1 795	9 144
1931 Juni	2099	1925	8357	7857	2 359	12 739
Juli	1598	1335	7580	5680	2 630	13 593
August	915	924	3368	3620	1 995	11 143
September	939	915	3060	3272	2 529	11 691
Oktober	794	796	2878	3076	1 954	10 264
November	770	695	2283	2142	2 002	9 287

Entsprechend den im ersten Halbjahr erteilten Baugenehmigungen und den im gleichen Zeitraum zu verzeichnenden Baubeginnen hat sich die Zahl der Bauvollendungen sowohl bei Wohngebäuden wie auch bei Wohnungen über Monatsdurchschnitt des ersten Halbjahres gehalten. In den nächsten Monaten wird auch hier ein stärkeres Absinken zu verzeichnen sein. Von Januar bis November 1931 wurde insgesamt für 55 900 Wohnungen die Baugenehmigung erteilt. Das ist um über die Hälfte weniger als im gleichen Zeitraum des Vorjahres.

Auch der Bau für Nichtwohngebäude hat weiter nachgelassen. Besonders stark ist der Rückgang bei der Gruppe Öffentliche Gebäude. Nicht ganz so stark ist die Gruppe Gebäude für gewerbliche oder wirtschaftliche Zwecke in Mitleidenschaft gezogen. Nachstehend die Entwicklung in diesen beiden Gruppen:

Bau von Nichtwohngebäuden (1000 cbm umbauter Raum).

	Öffentliche Gebäude		Gebäude für gewerbliche oder wirtschaftliche Zwecke		Fertiggestellte	
	Bau- erlaubnis	Bau- beginn	Bau- erlaubnis	Bau- beginn	Öffent- liche Gebäude	wirtschaft- liche oder gewerb- liche Gebäude
1. Halbjahr 1931	1046,3	936,6	3191,0	2478,6	1347,8	4370,8
Im Monatsdurchschn.	174,4	156,1	531,8	413,1	224,6	728,4
1931 Juni	276,9	158,7	477,4	567,3	239,0	449,9
Juli	198,7	210,8	635,5	441,5	227,1	685,6
August	82,9	72,9	363,3	443,2	125,0	400,6
September	201,0	89,8	361,5	241,0	257,9	737,6
Oktober	84,3	111,5	583,0	309,0	170,1	600,1
November	56,3	54,2	390,6	241,1	651,3	470,1

Die hohe Ziffer von 651,3 in der Rubrik Fertiggestellte Öffentliche Gebäude ergibt sich daraus, daß im Berichtsmonat

November der Neubau einer größeren Klinik, die allein 350 000 cbm umbauten Raum umfaßt, vollendet wurde.

Nachstehend nun noch die Entwicklung der Baukosten.

Der Baukostenindex (1913 = 100).

	Steine und Erden		Bau- hölzer	Bau- eisen	Baustoffe insgesamt	Baukosten insgesamt
	Ende 1929	178,6	154,8	141,1	160,9	181,1
Ende 1930	150,3	122,1	135,4	134,9	154,5	
Juni 1931	139,3	112,5	126,5	124,7	142,9	
Juli	139,3	112,0	127,0	125,0	142,9	
August	140,2	112,0	127,0	125,2	143,0	
September	138,8	112,0	125,7	123,9	143,2	
Oktober	136,2	112,0	125,6	122,6	142,6	
November	134,8	109,9	124,5	121,4	141,5	
Dezember	133,8	106,2	118,8	118,5	140,5	

Eisen- und Stahlgewinnung (Nachtrag)

In Nummer 6 unseres Verbandsorgans wiesen wir bei Behandlung der Eisen- und Stahlgewinnung auch auf die Produktion des Auslandes hin. Leider lagen damals noch nicht die Abschlussziffern für das Jahr 1931 vor. Nachfolgend seien die Ergebnisse für 1931 aufgeführt:

Vereinigte Staaten: Flußstahlerzeugung: 25 298 598 Tonnen gegenüber 39 604 102 t im Vorjahre (ohne Stahlguß, Tiegel- und Elektro Stahl); Roheisenerzeugung: 18 555 219 t gegenüber 32 260 204 t im Vorjahr 1930.

Großbritannien: Roheisenerzeugung 1931: 3 818 200 t gegenüber 6 291 500 t im Jahre 1930; Roheisenerzeugung: 5 258 400 t gegenüber 7 442 900 t im Jahre 1930.

Frankreich: Roheisen: Dezember 1931: 543 000 t, im ganzen Jahre 8 217 000 t; Flußstahl: Dezember 1931: 535 000 t, im ganzen Jahre 7 809 000 t.

Belgien: Roheisen im Dezember 1931: 245 000 t, im Jahre 1931: 3 231 000 t; Flußstahl im Dezember 1931: 236 930 t, im Jahre 1931: 3 056 450 t.

Luxemburg: Roheisenerzeugung im Dezember 1931: 152 466 t, im Jahre 1931: 2 053 158 t; Stahlerzeugung 150 088 t bzw. 2 034 943 t.

Saargebiet: Roheisengewinnung im Dezember 1931: 100 376 t, im Jahre 1931: 1 515 429 t; Flußstahlgewinnung 92 899 t bzw. 1 538 346 t.

Die Tabellen in Nummer 6 des Verbandsorgans sind auf Grund vorstehender Zahlen zu ändern bzw. zu ergänzen.

G. Pelster.

„Rein“, unterbrach sie ihn „es ist besser, wenn ich bleibe, denn vielleicht lehrt mich nicht zurück. Ich mache Euch zu meinem Gesandten“, lehnte sie mit heiligem Lächeln hinzu, „und schicke Euch an einen Hof, wo Ihr mit aller Klugheit erwirken sollt, daß ich in Saaleck bleibe, auch erforschen sollt, was hohe Mächte in ihrem Bündnis über mich beschlossen, und für mich handeln sollt, wie es Euch zum besten dünkt.“

„Und für mich, teuerste Hildegard!“ rief Florian, ihre Hand drückend, „darf ich auch für mich handeln!“

„Wenn Ihr meint, daß mein Glück auch Euch beglückt, was Euer Leben schön und herrlich macht, auch mein Leben erfüllen und lohnen muß, dann handelt auch für Euch, lieber Florian, doch vergeßt nicht, daß vieles geschehen muß, ehe die rechte Stunde kommt.“

Ihre Antwort brachte die aufblühende Leidenschaft zum Bedenken. Markgraf Kasimir fiel ihm ein; es war, als sähe er ihn, die scharfen, klugen Augen auf ihn geheftet, das zuckende Lächeln um die schmalen Lippen. — „Gebt mir den Brief“, sagte er, „ich will um dies Glück werben, als um mein höchstes Gut.“

„Ihr sollt ihn heut noch haben“, erwiderte sie, „doch sprecht mit niemand davon. Keiner soll darum wissen, als wir allein. Geht, lieber Florian, und denkt bei allem, was Ihr tut, an mich. Denkt, ich sei die arme Amalgunda, die von dem starken Ritter erlöst werden soll. So will ich Euch erwarten und auf Euch hoffen.“

Am Abend fand Florian Gelegenheit, seinen Freunden mitzutellen, daß er vorhabe, den Herrn von Steinrück zu besuchen, dem er dies zugesagt, und da er in Rißlingen zugleich Nachrichten von seinen Verwandten und vom Markgrafen zu finden hoffte, waren Gründe genug, ihn zu entschuldigen, als er am nächsten Morgen schon das gastliche Haus verließ.

Satte Hildegard von Sletten ihm den Rat erteilt wie ein Diplomat seine Geheimnisse zu bewahren, so ging sie ihm darin mit ihrem Beispiel auch voran und freute sich eines gelehrigen Schülers. Niemand bemerkte eine Vertraulichkeit, der Brief kam ohne bemerkt zu werden in seine Hände; Florian nahm so unbefangenen Urlaub von ihr, wie von den anderen Freunden. Sie trug ihm Grüße an ihre Eltern auf, wenn er Zeit behalte daran zu denken.

In der Frühe machte er sich auf, und nach einem raschen Ritte hatte er in wenigen Stunden den Höhenzug erreicht, zu dessen Füßen die Stadt



Ihm entgegenschimmerte. Es war eine Mißstimmung in ihm, die sich von seinen Gefühlen und Hoffnungen nicht ganz überwinden ließ. Die schöne Dame, deren Bild ihn begleitete, deren Neigung sich ihm so deutlich gezeigt, und deren Vertrauter er geworden, hatte rückhaltige, schwere Bedingungen an ihre Liebe geknüpft, die er erfüllen sollte, um ihr willkommen zu sein. Es entging ihm nicht, welchen Zweck seine Sendung hatte, und er betrachtete den Brief, den er empfangen, mit Blicken, als möchte er ihn durchbohren. Was konnte darin stehen, um ihn der strengen Mutter zu empfehlen, was konnte er selbst tun, um sich erwünscht zu machen? Er zweifelte nicht daran, daß der Bischof zu Gunsten des Junkers Eustach an seine Schwester geschrieben und daß sein Wille mit den Absichten der Familie übereinstimme. Konnte er nun erwarten, daß sein Besuch diese Pläne ändern, ihm solchen Vorzug gewähren würde?

Er stammte aus ansehnlicher reichsritterlicher Familie, doch diese war weder besonders berühmt noch besonders reich. Was er besaß, teilten

Umschau



Wichtige Anschriftenänderung

Im Interesse unserer Leser teilen wir mit, daß unser Deutscher Versicherungs-konzern, dem die Deutsche Lebensversicherung, Gemeinnützige Aktien-Gesellschaft und die Deutsche Feuerversicherung-Aktien-Gesellschaft angeschlossen sind, vor kurzem sein neues Verwaltungsgebäude in Berlin-Wilmersdorf 1, Hohenzollerndamm 174-177, bezogen hat. Es empfiehlt sich, diese Anschrift genau vorzumerken.

Bei dem neuen Verwaltungsgebäude unseres Deutschen Versicherungs-konzerns handelt es sich nicht um einen der heute vielfach angefeindeten unzeitgemäßen Luxusbauten, sondern um einen dringend notwendig gewordenen würdigen Zweckbau, der für die unserer Gesamtbewegung und damit auch unserm Verbands besonders nahestehenden Gesellschaften endlich gut und ausreichend Unterkunft bietet. Der Bau beherrscht einen der wichtigsten Plätze des emporblühenden Westens der Reichshauptstadt und die von diesem Plage ausgehenden stark belebten Verkehrsstraßen. Die architektonische Gestaltung des Baues erfolgte durch den weltlin bekannten Düsseldorfer Architekten Professor E. Zahrenkamp.

Wir benugen diese Gelegenheit, unsern Mitgliedern erneut in Erinnerung zu bringen, daß sie sich beim Abschluß von Versicherungen (Lebens-, Sterbegeld-, Töchter-, Aussteuer-, Feuer-, Einbruchdiebstahl-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherungen) nur mit unserm Deutschen Versicherungs-konzern in Verbindung setzen möchten.

Genossenschaftliche Winterhilfe

Die Konsumgenossenschaften haben sich an der Winterhilfe für die Erwerbslosen allerorts nach Kräften beteiligt. So brachten in den letzten Monaten des vergangenen Jahres 10 Konsumvereine des Westens allein die Summe von 106 162 RM auf. Die Namen dieser Vereine, die alle dem Reichsverband deutscher Konsumvereine e. V., Köln, angeschlossen sind, sind folgende: Konsumgenossenschaft „Eintracht“, Köln-Mülheim; Konsumgenossenschaft „Eintracht“, M. Gladbach; Allgem. Konsum- und Produktiv-Genossenschaft, Rheydt; „Selbsthilfe“, Konsumverein, Mülheim-Speldorf; Konsumgenossenschaft „Selbsthilfe“, Düsseldorf-Reisholz; Konsumverein „Wohlfahrt“, Essen-Altenessen; Konsumverein „Eintracht“, Würfelen; Konsumverein Westerwald, Marienberg; Beamten- und Bürger-Konsumverein „Rhein-Main“, Wiesbaden-Bleibich und „Aslo“, All-gemeiner Saar-Konsum, Saarbrücken.

Die Unterstüßungen sind zu $\frac{1}{4}$ direkt an die erwerbslosen Mitglieder gegeben, zu einem Viertel an die öffentlich anerkannten Sammelstellen abgeführt worden. Den Richtlinien des Reichsverbandes vom November vergangenen Jahres entsprechend, ist die Winterhilfe in der Hauptsache in Waren genossenschaftlicher Herkunft erfolgt.

Die starke Beteiligung der Konsumgenossenschaften an der Winterhilfe ist um so beachtlicher, als die Eigentümer der Genossenschaften die vielen

laufenden Mitglieder sind, die unter dem Lohn- und Gehaltsabbau selber schwer zu leiden haben und daher auf jede Ersparnis durch ihre Konsumgenossenschaft angewiesen sind.

Wer hat die Wirtschaft ruiniert?

Immer noch kann man in einer bestimmten Presse lesen, die Sozialversicherung und die Gewerkschaften seien allein oder doch in ganz großem Umfange schuld am wirtschaftlichen Niedergange. Und das, trotzdem von einsichtigen Wirtschaftlern diese Zwerdinformation schon hundertfach widerlegt worden ist. Einer der kräftigsten Rufer im Streite war Karl Lahusen, der einstige Besitzer der Nordwolle. Er ging in seinem Kampfe gegen Sozialversicherung und Gewerkschaften so weit, daß er mit Gewerkschaftsvertretern überhaupt nicht verhandelte. Heute weiß man, warum. Er brauchte einen Prügelknaben, um möglichst lange die eigene Verschwendungssucht, die schließlich zu seinem und des Werkes Ruin führte, zu verdecken. Dieser Tage wurde im Bremer Kaufhaus sein Weinkeller versteigert, in dem die seltensten und ältesten Weine in aus-erlesener Fülle lagerten: Kostbare Mosel-, Rhein- und Bordeauxweine, sogar mehrere Flaschen Kognac aus dem Keller Napoleons mit dem Original-nalssiegel des großen Korjen, von denen das kleinste Gläschen schon vor dem Krieg 80 Mark kostete. Diese kostspieligen Lebensmannsallüren Lahusens haben das Werk kaputt gemacht, nicht die Sozialversicherung und die Gewerkschaften.

Was die Arbeitnehmer bei den Werksparnkassen verloren

Wir wollen hier nur nüchterne Zahlen nennen, aus denen der, der zu lesen vermag, die Ruhanwendung selber ziehen möge. Bei der Nordwolle AG. gingen den Arbeitnehmern 700 000 RM Spareinlagen bei der Werksparnkasse und rund 1,5 Millionen Reichsmark Werksparnkassensparvermögen verloren. Die Werksparnkasse der Vorkriegswerke, S. m. b. S., Berlin-Tegel, stellte in der Woche vor Weihnachten ihre Zahlungen ein, wodurch den Arbeitnehmern ihre mühsam zusammengetragenen Spareinlagen in der Höhe von mehr als 1,5 Millionen Reichsmark verloren gingen. Die Werksparnkassen sollten von Gesetzes wegen gezwungen werden, entweder ihre Gelder nach den Grundsätzen öffentlich-rechtlicher Sparkassen zu verwalten und zu sichern, oder aber es sollte ihnen verboten werden, den irreführenden Titel Sparkasse zu führen, weil durch sie der Arbeitnehmer dem Arbeitgeber lediglich ungedeckte und ungeschützte Kredite zuführt. Genau so wie bei den Hausparnkassen, so sind auch bei den Werksparnkassen gesetzliche Vorschriften zwingend notwendig, damit der Arbeitnehmer sein Sparvermögen nicht ausgerechnet in dem Augenblick verliert, wo er arbeitslos wird.

mehrere Geschwister mit ihm; er konnte nichts in die Waage werfen, das dem Ehrgeiz oder der Eitelkeit des Bischofs und seiner Verwandten so sehr gefiele, um ihn höher zu stellen, als ihren eigenen Blutsfreund. Doch diese Betrachtungen beschwerten nicht allein sein Herz, mehr noch wurde dies beunruhigt, indem er sich wiederholte, wie Hildegard selbst zu ihm gesprochen, und was er in ihren Mienen gelesen.

Sie verachtete und verschmähte den wüsten, übermütigen Vetter, der seiner Sache so gewiß schien, mit roher Sicherheit ihre Abneigung verspottete und als sein Eigentum sie betrachtete. Ein unzählbarer Stolz flammte in ihrem Gesicht, als sie ausrief, daß sie keine Sache sei, die sich kaufen und verkaufen lasse, und mit welcher Entschlossenheit fügte sie hinzu, daß sie kein schwaches, furchtames Mädchen sei, sondern sich zu schütten wisse gegen jeden Zwang.

War es aber Liebe zu ihm, die ihr diesen Stolz und diese Kraft gab? Hatte sie nicht mit herrlichem Hochmut viele schon verworfen, wohl mit ihnen ein grausam Spiel getrieben, und macht Liebe Bedingungen, verkauft sie sich für Zwecke, die weitab von den Empfindungen eines Weibherzens liegen sollten? — Was Hildegard von den Rittertugenden und den Taten des Mannes gesagt hatte, dem sie eigen sein wollte, widerstrebte Florians Meinungen. Was Lutten, Sidlingen und deren Freunde versucht hatten, schien ihm Schwärmerei. Er gab dem Markgrafen recht, daß die Zeit des Ritterwesens verjunken und verfallen sei; es ging ihm damit wie dem klugen Fürsten er verachtete die meisten seiner Standesgenossen oder kannte sie und ihre Schwächen und Laster derartig, daß er von ihnen und ihrem Sieg keine Besserung erwarten konnte. Der Markgraf hatte mit seinen Vertrauten oft über diese Dinge gesprochen und gespottet, auch seinen grausamen Haß ungeteilt den Bauern und ihren Führern zugewandt. Die Masse des armen und heruntergekommenen Adels fiel den Fürsten als nützliche Werkzeuge zu, die auffälligen Bauern aber waren für beide entlaufene Sklaven. Nichts dünkte ihm unnatürlicher und nichtswürdiger, als wenn ein Ritter sich so weit vergessen könnte, Teilnahme für die verdammten Lehren allgemeiner Freiheit und Gleichheit zu zeigen.

Florians Geyer hatte jedoch festgewurzelte Kelgung dafür, und sie brach nicht selten bei ihm hervor, obwohl er immer bereit war, sie vor sich selbst abzuleugnen, auch klug genug, um einzusehen, welche Gefahren jede

Erklärung über seine Gedanken mit sich brachte. Von harter und fester Sinnesart, trug er ein tiefes Gefühl für Recht in seiner Brust, und ohne die geringste Anlage zur Schwärmerei besaß er klaren Verstand und geistige Tätigkeit genug, um damit zu den geheim gehaltenen Ueberzeugungen zu gelangen, daß die neue Lehre vielerlei Gutes enthalte und gar manche ihrer Forderungen gerecht und wahr seien. Dies alles hatte ihn in einen Kampf gebracht, der sich nicht ausfechten ließ. Alle seine Verhältnisse stemmten sich gegen die Angriffe seiner Gedanken. Seine Verwandten, seine Gefährten, alle, die ihn umgaben und zu denen er gehörte, würden ihn mit Vorwürfen überhäuft oder ihn verlassen haben, wenn er ihnen gelagt hätte, welche Zweifel ihn beschäftigten und welche Meinungen ihn plagten. Er wußte dies mit Bestimmtheit und berechnete die Folgen kaltblütig und ohne sich zu täuschen. Darum suchte er sich gewaltsam davon zu befreien und drohenden Gefahren dadurch zu entgehen, daß er gefühllos schien gegen alles Leid, der Stolzeste unter den Stolzen, und jede Gelegenheit vermied, die ihn dazu verleiten konnte, unvorsichtige Äußerungen oder Handlungen zu begehen. Der gewöhnliche Ernst und die Zurückgezogenheit seines Wesens nahmen dadurch noch mehr zu, und seine rauhe Haltung wo er mit Leuten aus dem Volke zusammentraf, bestärkte die Meinung, welche der Markgraf von ihm hatte, daß er mit unverhüllter Geringschätzung auf das gemeine Volk niederblickte.

Es gab manchen milddenkenden Herrn zu jener Zeit, der mitleidig auf den armen Mann sah, ja eine, wenn auch nur kleine Anzahl hätte den gequälten Bauern wohl freiwillig Zehnten und Frohnden erlassen und billigeres Abkommen eingerichtet; wenn aber diese schon nichts wagten, wenn sie, wie der gute alte Freiherr, sich damit begnügen mußten, in der Stille mild und menschlich zu sein, wieviel weniger hätte Florian Geyer äußern dürfen, was ihm vorschwebte.

Als er nun jetzt den Berg hinabritt, auf dem einst ein Ritterhof gestanden haben soll und der noch damals die Altenburg hieß, dachte er an all diese Dinge, und wo Hildegard von Stettens Liebe sein würde, wenn sie wüßte, was sein Denken sei. Dann aber wieder fühlte er seinen Mut erwachen und in seinem Herzen ein freudiges Glockenläuten. Er wollte sie erwerben, zwingen ihm anzugehören. Sie war so schön, so herrlich, so stolz ihr Sinn so hoch und reich ihr Gemüt, alles, was sie tat, so fern von gewöhnlicher Niedrigkeit, welch Glück, ein solches Weib

Verbandsgebiet

Generalversammlung in Breslau

Unsere Jahreshauptversammlung am 23. Januar war gut besucht. Aus dem Geschäfts- und Kassenbericht, welcher vom Kollegen Hübler erstattet wurde, war zu ersehen, daß die außerordentlich gespannte wirtschaftliche Lage sich auch im Verbandsleben auswirkte. Am Jahreschluß waren 45% der Mitglieder arbeitslos. Die Zahl der Rechtschuldsfälle hat ebenfalls eine weitere Steigerung erfahren. Trotz der katastrophalen Wirtschaftslage in der Breslauer Metallindustrie muß manche Sektion bezüglich Agitation etwas ruhiger werden. Die Zahl der verkauften Beitragsmarken konnte im Berichtsjahr gegenüber dem vorhergehenden Jahr noch gesteigert werden. In erfreulicher Weise kann festgestellt werden, daß in den handwerksmäßigen Betrieben agitatorische Erfolge erzielt werden konnten. — In größter Einmütigkeit wurde die Vorstandswahl getätigt. Am Schluß der Versammlung forderten die Versammlungsteilnehmer von der Verbandsleitung, alles zu tun, damit eine fühlbare Preislenkung eintrete. Für die Arbeiterschaft wäre es untragbar in der Frage des Preisabbaues zum zweiten Male enttäuscht zu werden. Wenn sich die Arbeiterschaft mit dem Lohnabbau abfinden soll, muß der Preisabbau in kürzester Frist unbedingt folgen. — Die Versammlung wurde vom Vorsitzenden Kollegen Czeka mit Dankesworten an alle Mitarbeiter und mit der Bitte um weitere Mitarbeit geschlossen.

P. H.

Jubilarehrung Mannheim

Am 24. Januar, abends 7 Uhr, veranstaltete die Ortsverwaltung des Christlichen Metallarbeiterverbandes im überfüllten Saal des Kolpinghauses eine Familienfeier mit Jubilarehrung. Vorsitzender Kollege Aull begrüßte die Erschienenen, ganz besonders die Gäste und Jubilare. Mit einem Musikstück wurde die eigentliche Feier eröffnet und gab Zeugnis von dem Können der Kapelle. Ein Prolog wurde wirkungsvoll von einem Jungmetallarbeiter vorgetragen. Der Sprechchor „Hinauf zum Licht“ von Christoph Wieprecht, aufgeführt von der Jugendgruppe Mannheim, bewies, daß Sprechchöre sich immer mehr Einfluß verschaffen. Die Festrede und die Ehrung der Jubilare nahm der Geschäftsführer der Ortsgruppe, Kollege Vogt, vor. Vor 30—35 Jahren sehen wir die Anfänge der christlichen Gewerkschaftsbewegung, sehen wir die Pioniere des Christentums in den Betrieben. Trotz Terror Andersgesinnter wußten sie sich durchzusetzen. Dies müssen wir den Kämpfern danken, die in treuer Pflichterfüllung für die Ideen des Verbandes sich überall eingesetzt haben. Im Namen des Hauptvorstandes überreichte er den acht Jubilaren: Eusebius Behr, Worms, August Bieg, Käfertal, Hermann Edinger, Redarau, Martin Scheidel, Waldhof, Ludwig Werle, Diernheim, Franz Weiß, Reichenbach, Amt Lahr, Adam Sebold und Ludwig Kirsch, Lampertheim, ein Diplom und die silberne Verbandsnadel. Kartellvorsitzender Stadtrat Ammann sprach im Auftrage des

Kartells den Jubilaren Dank aus für treue Mitgliedschaft in den christlichen Gewerkschaften. Heute gelte es mehr als je, Schicksalsgemeinschaft zu sein in den christlichen Gewerkschaften und nicht mutlos zu werden trotz der schlechten Zeit. Dann konnte der Vorsitzende noch dem Kollegen Thelen für seine 25jährige Tätigkeit in Mannheim danken, dessen Tätigkeit für die Mitglieder in der christlichen Gewerkschaftsbewegung er lobend hervorhob. Nach dem offiziellen Teil führte die Jugendgruppe ein ernstes Theaterstück und danach ein heiteres auf, welches die Lachmuskeln mal ordentlich in Bewegung setzte. Alles in allem ein Familienabend, der mal die Sorgen des Alltags vergessen ließ und unserer Bewegung neuen Auftrieb geben wird.

H. Vogt.

25jähr. Bestehen der Ortsgruppe Fulda-Petersberg

Am Sonntag, dem 17. Januar hatte der Christliche Metallarbeiterverband zu einem Familienabend eingeladen, um das silberne Jubiläum würdig begehen zu können. Schon um 7 Uhr abends war der geräumige Birkenbachsche Saal übersüllt. Der Vorsitzende, Kollege Ambros Stichel, begrüßte die erschienenen Mitglieder und Gäste. Kollege Schmitt (Fulda) schilderte die Entwicklung des Christlichen Metallarbeiterverbandes am Petersberg. Der Kollege Stichel und der verstorbenen Kollege Staubach seien die ersten Mitglieder gewesen. Nach und nach wurden die Reihen stärker. Im Jahre 1910 waren es schon 50 Mitglieder. Dann setzte die Gründung der gelben Werkvereine ein. Dem Druck der Arbeitgeber hielten die Metallarbeiter nicht stand. Die Mitglieder traten aus, weil sie um ihr Brot fürchteten. In der Verwaltungsstelle Fulda sank die Zahl der Mitglieder von etwa 400 auf 100. Am Petersberg waren es noch sechs.

Nach dem Krieg setzte neues Leben ein. Die Ortsgruppe wurde durch lebhaftere Agitation, besonders der alten erprobten Kämpfer, immer mehr ausgebaut. Heute könne man mit Stolz feststellen, daß sie es fertig gebracht habe, alle Metallarbeiter und Metallarbeiterinnen dem Christlichen Metallarbeiterverband zuzuführen. Kein Petersberger Metallarbeiter sei Mitglied einer freien Gewerkschaft. Mit der Bitte, auch weiter so fest zusammenzustehen und so vorbildlich zusammenzuarbeiten, damit der gewerkschaftlichen Arbeit nicht der Erfolg verjagt bleibe, schloß Kollege Schmitt seine Ausführungen.

Der Kartellvorsitzende Kollege Steinbeck überbrachte sodann die Glückwünsche des Kartells. Der hochwürdige Herr Pfarrer begrüßte die Petersberger Metallarbeiter zu ihrem Ehrentag und ermahnte die Mitglieder, am Verbandsfest zu halten, denn auch in Zukunft habe der Christliche Metallarbeiterverband eine große Mission zu erfüllen.

Nun kam der gemütliche Teil: Gesangsvorträge des bestreuten Gesangsvereins „Konkordia“, prächtige Theaterstücke, Konzert, gemeinsame Lieder bis zum frohen Schluß der wohl gelungenen Veranstaltung. Der alte Stichel sagte im Schlußwort: „Mir hons de gaanz Ziet gepackt, mir pades au widdericht!“

zu besitzen! Er wollte sie lieben mit aller Liebesglut und nicht von ihr lassen, sollte er sie auch aus dem Bischofschloß holen, allen Wachen zum Trost, mitten aus der französischen Ritterschafft, aus des Junkers Eustachs Armen, am Altare, mit Schwert und Dolch.

Indem er dies dachte, sah er in einen Garten hinein, der am Fuße des alten Burgberges lag, und plötzlich verschwanden die träumerischen Bilder, die ihn umschwebten; denn ein anderes Bild kam vor ihm zur Erscheinung. Es lag dort zwischen einem Weingehege ein Häuschen und vor demselben das Gartenland mit Bäumen und Herbstblumen. Ein schwarzgekleideter Mann ging zwischen den Beeten einher und beschäftigte sich damit, die Blumen von abgefallenen Blättern zu säubern, die welken abzuschneiden und den jung aufsprühenden zum Sonnenlicht zu verhelfen. Vor dem Hause stand eine Bank, davor ein Tisch, und auf diesem lagen verschiedene Bücher, neben ihnen aber auch etwas, das aussah wie ein Maschinenwerk von Wollensfäden, woran Weiberhände zu arbeiten pflegten.

Als der Mann das Schnauben eines Pferdes hörte, richtete er sich von seiner Arbeit auf, und als er den Reiter wahrnahm, zog er die Kappe von seinem graublen Haare und verbeugte sich ehrerbietig.

Florian Geper erkannte den Prediger Freibacher, und unwillkürlich fast hielt er sein Roß an, indem er ihm dankte. „Ihr seid, wie es scheint, immer fleißig beim Bessern und Helfen“, sagte er lächelnd; „haben es die Menschen nicht nötig, machen Euch die Blumen zu schaffen.“

„Ei, mein lieber Herr“, antwortete Freibacher in seiner sanften Art, „es ist in allen Dingen desselben Gottes Finger zu erkennen. Das Alte und Abgelebte stirbt und wird begraben, das Junge wächst frisch und saftig auf. Alles, was nötig, besteht darin, daß die Sonne es erreichen kann, und das Unkraut es nicht ersticke.“

„Das scheint freilich wenig, lieber Pfarrer“, sagte Florian, „und ist doch viel. Denn Sonnenschein ist meist selten genug, des Unkrauts aber gibt's so übermäßig viel, daß die schönste Saat daran zugrunde geht.“

Freibacher heftete seine Blicke freundlicher auf den Junker. Darauf erwiderte er: „Gewiß ist es so, allein mit dem rechten Fleiß wird der Gärtner doch des Unkrauts Herr und gibt seinem Werke Ordnung. Seht, wie schön nun Ranunkeln, Astern, Glockenblumen und Reseda zu uns ausblicken und sich freuen, obwohl ich wenig getan habe ihre Dankbarkeit

zu verdienen. Denn, wie Ihr sagt, lieber gnädiger Herr, verlangen die Menschen meine Zeit und haben mich nötig.“

„Und sind doch gewiß meist weniger dankbar dafür, als die Blumen“, fiel Florian ein, indem er nach einem Geräusch rumblickte, das in dem Weingehege entstand.

„Von der Undankbarkeit der Menschen“, versetzte Freibacher, „weiß die Geschichte freilich viel mehr zu erzählen, als von ihrer Dankbarkeit, allein oft verlangt man von der menschlichen Natur auch mehr, als diese zu leisten vermag. Das gute Samenkorn findet seinen Boden, zuweilen aber ist der Samen schlecht, und doch will man, daß der Boden dankbar sein soll.“

Während er sprach, trat aus dem Nebengang ein junges Mädchen hervor, das einen Korb mit Weintrauben gefüllt trug. Ihr Haar hing frei und lockig in ihrem Nacken, und ihr Gesicht schimmerte voll holder Freundlichkeit, als sie den Reiter betrachtete. Sie war wie ein ehrbar Bürgermädchen gekleidet, mit langem dunklen Kleid und schlichtem Mieder. Ein weißes Saltenschürzchen machte diesen Anzug häuslicher, darüber aber steckte ein Strauß von frischen Feldblumen in den schönsten Farben.

Florian erinnerte sich ihrer sogleich und war doch erstaunt sie hier zu finden. „Ist es Eure Tochter, lieber Pfarrer?“ fragte er, indem er ihren Gruß erwiderte.

„Mein Pflögelind“, antwortete Freibacher. „Komm her, Christine. Vielleicht gefällt es Euch, gnädiger Herr, unsere Trauben zu versuchen.“

„Sie sind reif und süß“, sagte Christine, „und wenn Ihr absteigen und sie kosten wollt, will ich Eberhard rufen, der Euer Pferd halten soll. Auf der Bank könnt Ihr sitzen und ausruhen, und ich will Euch Brot bringen und was Ihr sonst begehrt.“

Es kam Florian vor, als könne er diese Einladung nicht ausschlagen. Er stand in der nächsten Minute im Garten und saß gleich darauf an dem Plage, den Christine ihm angepriesen. Die Trauben waren groß und schön, Christine suchte ihm die besten aus, dann brachte sie frische Brotschnitte herbei, sprach daß dies von ihrem eigenen Frühstück komme, und nötigte ihn voll gastlichen Eifers, als er Umstände machte so viele Höflichkeit anzunehmen.

(Fortsetzung auf Seite 126.)

Frauenwirken in harter Zeit

Wohl nie gab es eine Zeit, in der so viele Anforderungen an die Frau gestellt wurden wie augenblicklich. Nie mußte sie mit so geringen Mitteln wirtschaften als eben jetzt. — So lange schon ist der Hauptnährer erwerbslos, die großen Kinder ebenfalls aus Arbeit und Brot, wie schwer ist es da, mit der reinen Unterstützung auszukommen! Es wollen doch alle satt werden, alle wollen sauber und warm gekleidet sein, die Wohnung soll warm und gemütlich sein — fürwahr, ein hartes Tagewerk für die Frau. Aus allen Ecken grinst ihr die Not entgegen. Es ist wahrlich eine schwere Last, die den schwachen Schultern der Frau auferlegt ist, und hart ist der Kampf, den sie täglich kämpfen muß!

Aber trotzdem verzagt die Frau nicht. In dieser schweren Zeit zeigt es sich, wie opferbereit, wie tapfer und treu das „schwache Geschlecht“ ist. Aufrecht und gerade geht die Frau durch die Not der Zeit, mit offenen Augen für alles Leid rings um sie her, mit einem Herzen voll Liebe für alle, die ihr nahe stehen. Sie weiß, daß sie nicht mutlos werden darf, sollen nicht die Angehörigen vollständig verzagen.

Wie wohl tut es dem Manne, der mit unterdrücktem Zorn und mit gequältem Herzen leidet, weil die Familie durch seine doch unverschuldete Arbeitslosigkeit darbt, wenn er sieht, daß seine Lebensgefährtin ruhig und heiter der schweren Sorgen Herr zu werden versucht. Wie muntert es den Mann auf, wenn er die frohe Zuversicht in seines Weibes Zügen liest. Ganz gewiß wird er, wenn ihn Lebensüberdruß und Mißmut zu überwältigen drohen, ein leises Gefühl der Scham nicht unterdrücken können, wenn er der tapferen Frau Wirken sieht.

In ihrer Tapferkeit richtet er sich wieder auf. Und damit ist so viel getan. Dann geht's wieder Hand in Hand, und zu zweien sind alle Nöten viel leichter zu bewältigen. So kann die Frau die Stütze ihres Mannes sein. Sie ist aber durch diese Treue und Tapferkeit noch mehr: Sie ist auch eine starke Stütze des Staates!

Wie kann das wohl sein! In der heutigen Zeit, wo der Radikalismus sich immer mehr ausbreitet, wo Not und Verzweiflung manchen Mann den Hetz- und Schmäherden der radikalen Phrasendrescher geneigter und zugänglicher machen, da bringt es die gute und tapfere Frau fertig, ihren Mann und auch die Jugend vor dem Radikalismus zu bewahren.

Es ist ganz zweifellos, daß ohne das immer wieder beruhigende Wirken der Frauen und besonders der Arbeiterfrauen die öffentliche Ruhe und Ordnung sehr stark gefährdet wären. Man braucht sich nur einmal zu vergegenwärtigen, daß wir heute sicher mit 6 Millionen völlig arbeitslosen und mit 5 Millionen in Kurzarbeit stehenden Menschen zu rechnen haben. Das sind 11 Millionen Menschen, welche die Krise aus ihrer gewohnten Lebensbahn geworfen hat. Wenn man im Durchschnitt mit nur zwei Familienangehörigen rechnet, dann ergibt sich, daß glatt die Hälfte des deutschen Volkes in bittere Not hineingeworfen ist. Wenn bei dieser Massennot es bisher immer noch ruhig blieb, dann ist das nicht zuletzt auch dem stillen und tapferen Wirken der Frauen zu danken. Es ist indes unglaublich töricht und einsichtslos, wenn z. B. Arbeitgeber oder sonstige Kreise diesen von bitterer Not erfaßten Kreisen noch mehr aufbürden wollen. Das fortdauernde Geschrei über weiteren Lohnabbau oder Abbau der Leistungen der Sozialversicherung ist zwar kindisch einfach und auch bequem. Die Schreier denken aber nicht daran, daß es auch Grenzen gibt. So liegen die Dinge denn nun doch nicht, daß sich die Hälfte des Volkes selbst dem Verhungern preisgäbe, um der anderen Hälfte

ein noch immerhin sattes Leben zu gestatten. Gerade wir Arbeiterfrauen warnen deshalb ganz ernst und eindringlich vor weiteren unsozialen Experimenten.

Es ist ja ganz gewiß nicht leicht für die Frau, so tapfer und gerade allen Anstürmen gegenüberzustehen. Es ist sogar furchtbar schwer, Hammer und Amboss zugleich zu sein, ein entsehlcher, ermüdender und zermürbender Kampf ist es, der sich täglich wiederholt. Da ist die Hoffnung auf bessere kommende Tage eine nicht zu unterschätzende Hilfsstruppe für die Frau. Sie hofft und glaubt, daß doch nicht alles vergebens sein kann, sie weiß, daß der gütige Schöpfer droben auch ihr für den guten Kampf die Belohnung bereithält. Darum steuert sie mutig und voll Vertrauen ihr und ihrer lieben Lebensschifflein, wenn auch durch hochgehende Wogen und starke Brandung, so doch endlich in den sicheren Hafen.

Und du, Gatte und Vater, wenn du eine solche Frau besitzest, dann freue dich! Dir ist mehr gegeben als Geld und sonstiger Besitz. Ein treues Herz ist mit keinem Gut vergleichbar. Stehe ihr darum in jeder Lage zur Seite und hilf ihr, diese schweren Zeiten zu überwinden.



Familienglück

Georg Sijterman von Langeweyde

Und du, Jungmann, dir gilt wohl die größte Sorge deiner Eltern, besonders deiner Mutter! Mit Recht müssen sie befürchten, daß du die freie Zeit, die dir durch die Arbeitslosigkeit gegeben ist, nicht recht nugest, sondern dich in Bahnen drängen läßt, die bestimmt zu deinem Unheil sind.

Komm zu uns! Die christliche Metallarbeiterjugend wird bestimmt nicht auf Wege geraten, die den Eltern Sorgen verursachen. Und in den so oft stattfindenden Kursen ist dir Gelegenheit gegeben, dein Wissen zu bereichern. Also komm! Und komm bald und beteilige dich recht reger! —

Und du, o Frau und Mutter, wenn du einmal ganz müde bist des Kampfes und denkst, es könnte nicht mehr so weiter gehen, dann bedenke, wie vieles von dir und deinem Tun abhängt. Bedenke, wie du in Segen wenden kannst, was sonst durch diese

furchtbare und schlechte Zeit vielleicht zum Fluch für deine Familie und für unser ganzes deutsches Volk wird. Darum halte aus! Höre nicht auf, an die Sonne zu glauben! Wenn auch durch dunkle Wolken verdeckt, sie ist doch da!

Und sollten unter euch, Frauen, vielleicht einige sein, die das Leben nicht so hart schüttelt, die nicht so viele haben, für die sie sorgen müssen, dann schauet euch um!

Durch die Welt geht ein Schrei nach Liebel! Bettelnde Augen gleiten an euch vorüber, offene Hände strecken sich über euren Weg. Sie wollen oft nichts als ein freundliches Wort, einen gütigen Blick, ein liebes Verstehen für ihre Not.

Geht es ihnen, geht aus dem Reichtum eures Herzens, und ihr werdet sehen, wie reich ihr seid, die ihr euch für arm haltet.

K. Castor.

Hygiene im Kleinkindesalter

Die Hygiene des Kleinkindesalters ist im Gegensatz zu der des Säuglings- und Schulkindesalters bisher ziemlich fleißmütterlich behandelt worden, obwohl gewisse Eigenheiten des Kleinkindesalters mancherlei ernste Gefahren für die Gesundheit mit sich bringen. Zu diesen Eigenheiten gehört vor allem das Bestreben des Kleinkindes, am Boden umherzukriechen, alles zu betasten und dann die schmutzigen Finger in den Mund zu stecken. Von besonderen Krankheiten des Kleinkindesalters ist an erster Stelle die Rachitis oder englische Krankheit zu nennen, die in der Regel eine Folge der unhygienischen Haltung des Kindes ist, und bei der es wegen abnormer Weichheit der Knochen zu Veränderungen am Knochenystem kommt. In den letzten Jahren hat die Rachitis merklich abgenommen.

Infektionskrankheiten, die unter den Kleinkindern viele Opfer fordern, sind Diphtherie, Keuchhusten, Masern und Scharlach; sie bedingen im 3. Lebensjahr nahezu ein Drittel, im 4. etwa die Hälfte und im 5. bis 7. wieder ein Drittel bis fast die Hälfte aller Todesfälle dieses Lebensalters.

Besonders verhängnisvoll ist die Tuberkulose für das Kleinkind. Die Gefahr, an einer Tuberkuloseinfektion zu sterben, ist nach einem Ausspruch des verstorbenen Kinderarztes Professor Dr. Seubner in der ersten Hälfte der Kindheit die weitaus größte während des ganzen Lebens.

Ausschlaggebend für eine gute Aufzucht des Kleinkindes ist die Ernährung. Zu vermeiden ist Überernährung und einseitige Ernährung. Milch ist dem Kinde im zweiten Lebensjahre in der Höchstmenge von $\frac{3}{4}$ Liter, im dritten in der Höchstmenge von $\frac{1}{2}$ Liter zu geben. Eier sind nur dann zu verabfolgen, wenn das Kind sie verträgt, was durchaus nicht immer der Fall ist. Die Mahlzeiten — nicht mehr als fünf am Tage — sind genau einzuhalten. Tee und Kaffee gebe man nur in schwachen Aufgüssen und in geringer Menge, Alkohol überhaupt nicht.

Wenn irgend möglich, ist das Kleinkind täglich zu baden und mit reiner Wäsche zu versehen. Die Temperatur des Bades, das fünf Minuten dauert, soll 35 Grad nicht übersteigen.

Die Haare sind gut zu bürsten und zu kämmen, auf Ungeziefer ist zu achten. Die Nägel sind kurz zu halten und häufig zu säubern. Gegen das in diesem Alter nicht seltene Nägelfressen und Daumenlutschen ist mit aller Strenge vorzugehen. Man versuche, durch Beflecken der Fingerspitzen mit Zestplaster das Rauen der Nägel und durch Umwickeln der Hände das Daumenlutschen zu verhindern.

Der Platz, an dem das Kind spielt, ist stets sehr sauber zu halten. Das Spielzeug sei einfach, unzerbrechlich, abwaschbar und mit einwandfreien, nicht leichtlöslichen Farben bemalt.

Großer Sorgfalt bedarf die Zahnpflege. Ist die Mehrzahl der Milchzähne vorhanden, so reinige man diese morgens und abends mit Wasser, Schlemmkreide und einer weichen Bürste. Frühzeitig erlerne das Kind das Mundspülen und Gurgeln.

Zur Bekleidung eignen sich besonders poröse und leicht waschbare Stoffe, z. B. Baumwolle und Leinwand. In der Wärme des Sommers können die Kinder den größten Teil des Tages unbe-

kleidet gehen, man schütze sie nur vor zu starker Sonnenstrahlung. In den kälteren Monaten soll man erheblichere Teile des Körpers, z. B. die Waden, nicht unbekleidet lassen, das ist falsche Abhärtung! An den Schuhen sollen Abzüge nicht fehlen, damit neben anderem Gang und Körperhaltung des Kindes nicht beeinträchtigt werden.



„Kuckuck“

Das Kinderzimmer liege möglichst nach Süden oder Osten; seine Wände seien glatt, die Möbel ohne Ecken. An den Fenstern dürfen Schutzgitter nicht fehlen.

Das Bett sei einfach. Als Unterlage diene eine Matratze, nicht ein dickes Federbett. Zugedeckt wird das Kind mit einer überzogenen Woll- oder Steppdecke, auf die — je nach der Jahreszeit — noch ein Federkissen gelegt werden kann. Zwischen 19 und 20 Uhr soll das Kleinkind zu Bett gehen und etwa um 7 Uhr aufstehen.

Zu Abendveranstaltungen und in das Theater dürfen Kleinkinder nicht mitgenommen werden. Jede vorzeitige geistige Anspannung beeinflusst Gemüt und Geist des Kindes in ungünstigem Sinne.

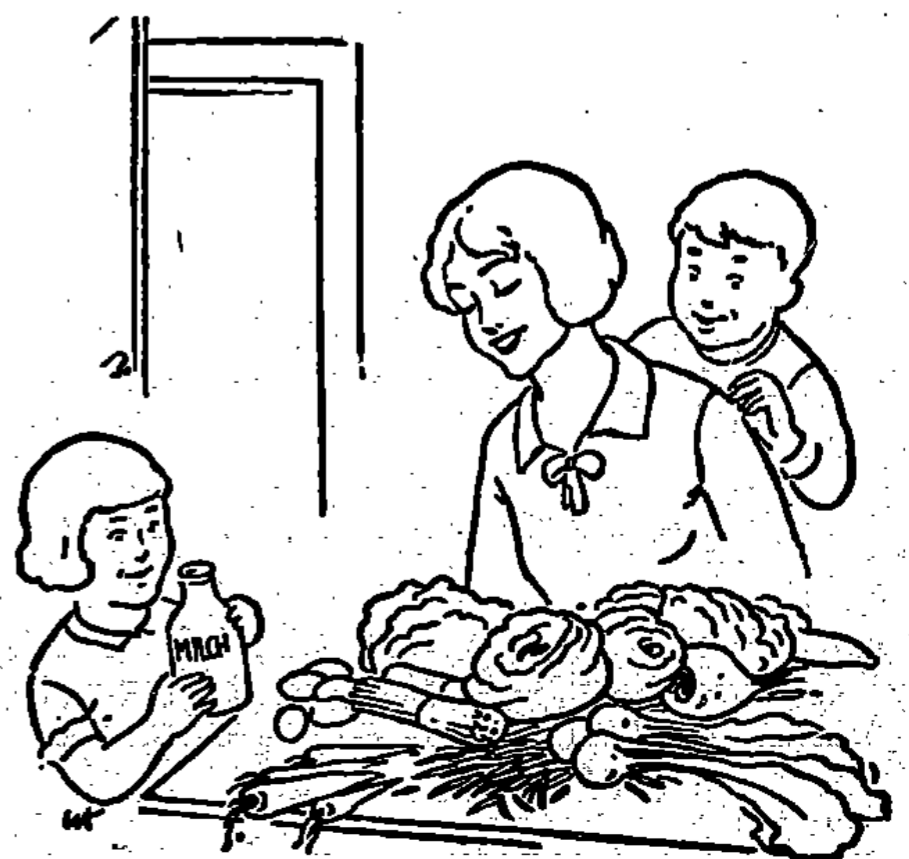
Mit einer vernünftigen Betätigung auf körperlichem Gebiet kann früh begonnen werden. An größeren Fußtouren, Bergpartien usw. sollten Kleinkinder nicht beteiligt werden, auch der Radsport ist für sie nicht geeignet.

Zu Abhärtungszwecken bediene man sich im Kleinkindesalter nicht des kalten Wassers, sondern des Luftbades.

Zur Verhütung von Krankheiten sind Erwachsene und Kinder, deren Gesundheitszustand zu den leisesten Bedenken Anlaß gibt, vom Kinderzimmer fernzuhalten. Fremde Personen sollen Kinder nicht anfassen, vor allem nicht auf den Mund küssen. An einer übertragbaren Krankheit leidende Kinder sind möglichst abzusondern. Zur Vorbeugung der Rachitis gebe man den Kindern viel Licht, Luft, Sonne und berücksichtige bei der Ernährung soviel als irgend angängig Obst und Gemüse.

Wer sich der Kinderpflege widmet, muß neben persönlicher Eignung einen nicht unbeträchtlichen Schatz von Kenntnissen besitzen, damit er nicht dort schadet, wo er nützen will.

Oberregierungsrat Dr. Bogusat, Berlin.



Milch, Gemüse, weiches ein Spaf; oh, wie herrlich mundet das.

Kannst du Badewasser richtig fertigmachen?

Evchen und Elschen spielen etwas ganz Feines. Mutter hat ihnen kaltes Wasser in die Waschküffel getan; das bißchen Wasser ist jetzt zu einem großen See geworden, und auf dem See lassen die beiden kleinen Mädchen nun ein Fischchen und ein Entchen lustig schwimmen. „Kinder, ausziehen! Mutter holt die Badewanne herauf, und dann wird gebadet!“ ruft die Mutter in das Spiel hinein. „Baden! Baden!“ schreien die beiden Kleinen vergnügt, und schon sind Schühchen und Strümpfchen ausgezogen und dann auch Kleidchen und Röckchen. Da ist auch schon die Mutter mit der großen Badewanne, sie stellt sie mitten in die Küche hinein und gießt nun das heiß gemachte Wasser aus dem großen Kessel in die Wanne. Eben hat sie den Kessel beiseite gestellt und will kaltes Wasser zugießen, da schellt es.



*Behüter
wird Dein Kind
vor Schaden
durch Sauberkeit
und fleißiges Baden.*

*In dicke Tücher pack' es nicht,
Es braucht Bewegung, Luft und Licht.*

Rasch nachsehen, wer da ist, und damit die beiden Nackelrösche nicht nachlaufen können, schließt sie hinter sich die Küchentür fest zu. „Ei, ein lieber Besuch“, und sie führt den lieben Besuch ins Wohnzimmer, wo bald ein Gespräch im Gang ist.

Unterdessen haben Eochen und Elschen das Fischchen und das

Entchen auf das heiße Wasser gesetzt, und es beginnt ein lustiges Spielen auf dem großen See. Da ist Elschens Entchen so weit vom Ufer abgeschwommen, das kurze Vermchen kann es nicht mehr greifen, es reicht und reicht immer weiter, lehnt sich weit über den Rand der Wanne und bekommt das Uebergewicht. Schon liegt es im heißen Wasser. Das fürchterliche Schreien der beiden Kinder läßt Mutter und Besuch auffahren, die Mutter rennt zur Küche,

das Aufschließen der Küchentür hält sie auch noch auf, und dann sieht sie ihr Kind in dem brühend heißen Wasser liegen. Als sie das arme Würmchen heraushebt, da schreit es bei neuen Schmerzen noch lauter. In Decken gehüllt, wird das Kind zum Krankenhaushaus gebracht.

Vange Stunden sitzen die Eltern an dem Schmerzenslager ihres Lieblings. Die Mutter bricht immer wieder in laute Selbstvorwürfe aus. „Hätte ich doch, hätte ich doch...“ — „Ja“, sagt die Schwester zu ihr. „hätten Sie zuerst das kalte Wasser in die Wanne gegossen und dann erst das warme (heiße), dann hätte das Kind sich nie verbrennen können. Wenn sich all unsere Mütter und all die, die kleine Kinder betreuen, es sich endlich merken wollten und es auch nie anders machten, viel Leid und Weh bliebe Kindern und Eltern erspart. Zuerst wird das kalte Wasser eingefüllt, und dann erst das heiße. Auch beim Spülen sollte keine Hausfrau es anders machen. Hat die Mutter ein Kind, das ihr schon im Haushalt mithelfen kann, so sollte sie nie die kleine Mühe scheuen, dem Kinde das Spülwasser selbst fertigmachen, denn gar zu leicht wird dem Kind der Wasserkessel plötzlich zu schwer oder zu heiß, so daß es Gefahr läuft, sich zu verbrennen. In der vorigen Woche starb auf unserer Station ein Kind, das hatte eine Kanne mit heißem Kaffee, die am Herdbrand stand, heruntergezogen und sich dabei schrecklich verbrannt. Mütter sollten heiße Speisen immer hinten auf den Herd setzen, daß Kinder sie nicht greifen können. Setzt sie solche zum Abkühlen auf die Fensterbank, so muß das Fenster vor dem Zuschlagen gesichert werden. Auch auf die Art sind schon Kinder verbrannt. Am Waschtage sollte die Mutter kein Kind in der Waschküche dulden, solange der Herd brennt und mit Wasser gefüllte Kübel umherstehen, weil die Gefahr des Verbrennens und des Ertrinkens gleich groß ist. Die Waschmaschine darf nie offen stehen bleiben, damit der Deckel nicht unversehens zufallen kann. Vielleicht haben Sie es auch in der Zeitung gelesen, daß ein zuschlagender Deckel der Waschmaschine einem an ihr spielenden Knaben das Genick direkt durchschlug. Ja, es könnten viele Unfälle im Haus vermieden werden, wenn unsere Mütter dazu erzogen wären und sich dazu erziehen würden. Unfälle zu verhüten.“ Die Schwester schwieg, und die Mutter mußte ihr recht geben. Ihr Liebling mußte soviel leiden durch ihre eigene Unvorsichtigkeit.

Berta Messer.

Ein grauenhaftes Jagderlebnis

Während meiner ganzen, oft mit vielen Gefahren verknüpften Laufbahn als Kolonialoffizier in Hinterindien ist mir nichts Eigenartigeres und Furchtbarereres begegnet, als ein ganz außergewöhnliches Abenteuer mit einem Königstiger, das vielleicht als alleinstehend in der Reihe der Erlebnisse von Jagern und Forschern sich erweisen dürfte. Es hat sich tief in mein Gedächtnis eingegraben und wird darin erhalten bleiben bis an mein Lebensende, und sollte ich das höchste Alter erreichen, das bisher überhaupt ein Mensch erreichen konnte.

Wenn auch oftmals sich der Dienst in den Kolonien abwechslungsreich und anregend ausgestaltet, so weist er doch manchmal Tage, ja Wochen auf, in denen Eintönigkeit und Abwechslungsarmut miteinander wetteifern. Da ist es dann sehr begrüßenswert, wenn man es versucht, sich zuweilen die Zeit auf irgendeine andere Art zu vertreiben. Dazu dienten uns gewöhnlich Jagdzüge in den benachbarten Dschungeln, die manchmal recht anregender Natur werden könnten. Das liebten wir aber gerade. Und so hatten wir auch heute für den nächsten Tag eine Jagdstreife in den Urwald verabredet.

Es waren noch drei mit wohlgesinnte Freunde, die mit mir am nächsten Morgen, wohlbewaffnet und zur Jagd ausgerüstet mit einigen eingeborenen Dienern, die Proviant und Munition trugen, aufbrachen. Das Ergebnis in den ersten Stunden war gerade kein erhebliches. Dennoch waren wir erfrischt durch die willkommene Anstrengung des Marsches. Auf einer kleinen Lichtung inmitten des Dschungelgebietes beschloßen wir zu rasten und auf solenne Art ein kleines Picknick abzuhalten. Meine Freunde hatten sich bereits gelagert. Ich aber stand noch aufrecht, dem Buschwerk am nächsten, um einem der Träger eine Anweisung zu geben. Da geschah das Außergewöhnliche, das Furchtbare, dessen Tragweite im ersten Moment gar nicht zu ermessen war, und das sich mit einer solchen

Geschwindigkeit abspielen sollte, daß meine Freunde, die ihre Gewehre zusammengestellt hatten, mir nicht im geringsten zu Hilfe kommen konnten. Zuerst vernahm ich ein leises Knistern neben mir im Buschwerk. Ehe ich aber darüber hätte nachdenken können, welche Ursache es wohl gehabt haben mochte, rauschte das dichte



Das dichte Blätterwerk rauschte auseinander und hervor schnellte der geschmeidige Körper eines Königstigers.

Geblätter auseinander, und mit einem gewaltigen Sprunge schnellte daraus gleich einer rötlichen Kugel der geschmeidige Leib eines Königstigers hervor, um mit elementarer Gewalt auf meinen Körper niederzuzuwuchten. Ich schlug schwer zu Boden und fühlte die drückende Last der Bestie auf meiner Brust. Dann schwanden mir die Sinne. — —

Als allmählich die Lebensgeister zurückzukehren begannen, da erkannte ich zuerst tiefdunkle Nacht, die mich umgab. Dann aber empfand ich furchtbar ziehende und brennende Schmerzen in meinem Körper, der den verzehrenden Flammen hellodernder Brände



Unentrinnbar hielt mich die gewaltige Bestie in ihrem weitgeöffneten Rachen, um mich in wiegendem Trott ihrem Lager zuzutragen.

ausgesetzt zu sein schlen. Diese Schmerzen waren es, die mein Bewußtsein sehr rasch wieder wahrlesen. Noch mit geschlossenen, bleischweren Lidern empfand ich dann eine wiegend-wogende Bewegung, der mein Körper preisgegeben war. Ich empfand es: ich schwebte hilflos wie ein Kind in der Luft, ich fürchtete mich vor dem, was ich schauen würde, wenn ich die Augen aufschlug, und dennoch verlangte mich danach, es zu sehen. Mit elementarem Ruck öffnete ich die müden Lider. Mein Geist war rege und begann sofort das zu verarbeiten, was die Augennerven dem Gehirn zuführten. Lähmender Schreck ließ fast das Blut in meinen Adern

erstarren, denn ich erkannte, daß ich mich wohl in der furchtbarsten Situation befand, in die jemals ein Jäger oder überhaupt ein Mensch geraten kann. Entsetzt starrte ich in die mich aus einer Entfernung von kaum einer Spanne scharf fixierenden, tödlichen, grünlich-gelben Lichter des Königstigers. Die dolchklingenartig weißen Reißzähne seines Oberkiefers aber hatten sich tief in das Fleisch meiner Brust gegraben, und mein lebenswarm entrinnendes Blut mischte sich mit dem weißen Geiser, der dem Raubtiere über die zitternden Lippen rann. Auch im Rücken spürte ich die Eingriffe des furchtbaren Raubtiergebisses, und zwischen den kräftig bemuskelten Kiefern des Tigers wurde mein Oberkörper wie in einem Schraubstocke festgehalten. Unentrinnbar hielt mich die gewaltige Bestie in ihrem weitgeöffneten Rachen, um mich in wiegendem Trott ihrem Lagerplage zuzutragen. Und was geschah dann mit mir, dem armjelligen, schwachen, hilflosen Menschen? Wuchtige Tagenhiebe, blutige Fleischsegen, zermalmende Raubtierzähne, brechende Knochen! Und ich war das Opfer dieses fürchterlichen Schicksals! Fast lähmte mich dieser Gedanke. Aber nur im ersten Augenblick, dann kehrte trotz furchtbarer Schmerzen oder gerade deswegen meine ganze Spannkraft und Energie wieder zu mir zurück. Jetzt war noch Zeit zum Handeln, um an dem Rettungswerk rasch zu schaffen. Darum ans Werk. Ich überlegte kurz, wie ich es stets zu tun pflegte. Der rechte Arm hing schlaff hinab. Ich prüfte zaghaft, ob er gebrochen sei. Doch — o Wonne — er gehorchte meinem Willen. Langsam tastete die Hand nach der Pistole im Jagdgurt. Behutsam zog ich die kostbare Waffe hervor. Der Kolben schmiegte sich in meine Faust, die Finger umklammerten den Kolbenhals. Klick! Der Hahn war gespannt. Und bedächtig hob ich die Mündung — höher, noch etwas höher, etwas mehr nach rechts, da mußte das grausame Herz der wilden Bestie in der blutlehzenden Brust schlagen. Dann krachte ein Schuß: Bang! Ein Zucken lief durch meinen Körper. Ich fühlte, wie ich emporgehoben wurde, hoch, hoch, dann fiel ich — tief, tief. Schwer schlug ich zu Boden. Das letzte, was ich noch wahrnehmen konnte, war ein so dröhnend schneidendes Gebrüll, daß ich erschauerte. Dann schwanden mir zum zweiten Male die Sinne. Als ich erwachte, befand ich mich im Lazarett als Genesender nach schwerer Zeit des Wundfiebers. Meine Freunde waren der Spur des Tigers gefolgt und hatten mich bewußtlos, blutüberströmt neben dem Kadaver der verendeten Bestie aufgefunden. Mein Schuß war ihr ins Herz gedrungen.

Während ich dies niederschreibe, muß ich voll Dank gegen Gott freudig bekennen, daß ich wieder gesund, kerngesund bin und meinen mir so teuren Dienst auch weiterhin werde versehen können. Das Fell des Tigers aber ist für mich eine Jagdtrophäe, an die sich Erinnerungen eigentümlichster und furchtbarster Art knüpfen.

Florian Geyer

(Fortsetzung von Seite 122.)

„Nehmt es, lieber Herr“, bat sie geschäftig freundlich, „seid unser Gast und laßt es Euch schmecken. Die Mittagszeit ist bald da, dann ist unser Tisch mit allem Nötigen bestellt. Gott ist den Armen gnädig in diesem Jahre. Er hat überall in Deutschland Felder und Bäume gesegnet, es gibt Ueberfluß an guten Früchten.“

„Habt Ihr denn so gute Nachrichten von weither?“ fragte Florian.

„Ich habe vor kurzer Zeit erst das Land bis nach Sulda gesehen“, antwortete sie, „und mein Vater, der vom Neckar und Rhein her bis nach Sachsen kam und dann mich hierher brachte, hat mir davon erzählt, was ich weiß.“

Sie blickte ihn an, als meinte sie, er werde etwas antworten, was sie zu erwarten schien, doch dies erfolgte nicht. „Euer Vater hat Euch hier zurückgelassen“, sagte er nach einigem Bedenken.

„Bei seinem Freunde, dem Pfarrer Freibacher; denn sein Weg ist lang und in diesen Zeiten nicht ohne Gefahren.“

„Und hier meint Ihr, daß Ihr sicher seid?“

„Der Mensch steht überall in Gottes Gut“, erwiderte Christine.

„Euer Vater“, sagte Florian — er brach ab und schwieg, aber sie setzte seine Rede fort.

„Mein Vater heißt Wendel Zipler und ist hart verfolgt worden von den Grafen von Hohenlohe, deren Kanzler er gewesen. Doch kein Unrecht haftet an ihm: er gehört zu den Gerechten, die bei denen stehen, welche Leid zu tragen haben.“

„Wir waren am Abend zuvor, als das Jakobsgericht in Kissingen gehalten wurde, hier angekommen“, fuhr sie fort, als sie sah, daß er auch auf diese Eröffnung keine Antwort gab. „Wir rasteten in der Senne zu Münstertal, bis Herr Freibacher uns in sein Haus führte.“

Florian Geyer schien jedoch sein Begegnen mit ihr in dem Wirtshause vergessen zu haben oder er wollte nichts davon hören. Er schob den Korb mit den Trauben zurück, und statt Antwort zu geben, sah er den Gartenweg hinab, wo der Pfarrer soeben mit einem Teller voll frisch geernteter Früchte kam.



„Habt Dank“, sagte Florian und stand auf. „Ihr habt mich freundlich bewirtet, dafür möchte ich Euch einen Rat erteilen.“

„Guter Rat ist Goldes Wert“, lächelte Freibacher.

„Ich weiß, daß der Bischof strenge Befehle gegeben hat mit allen, die den Obrigkeiten widerstreben, ohne Rücksicht zu verfahren. Ihr seid ihm

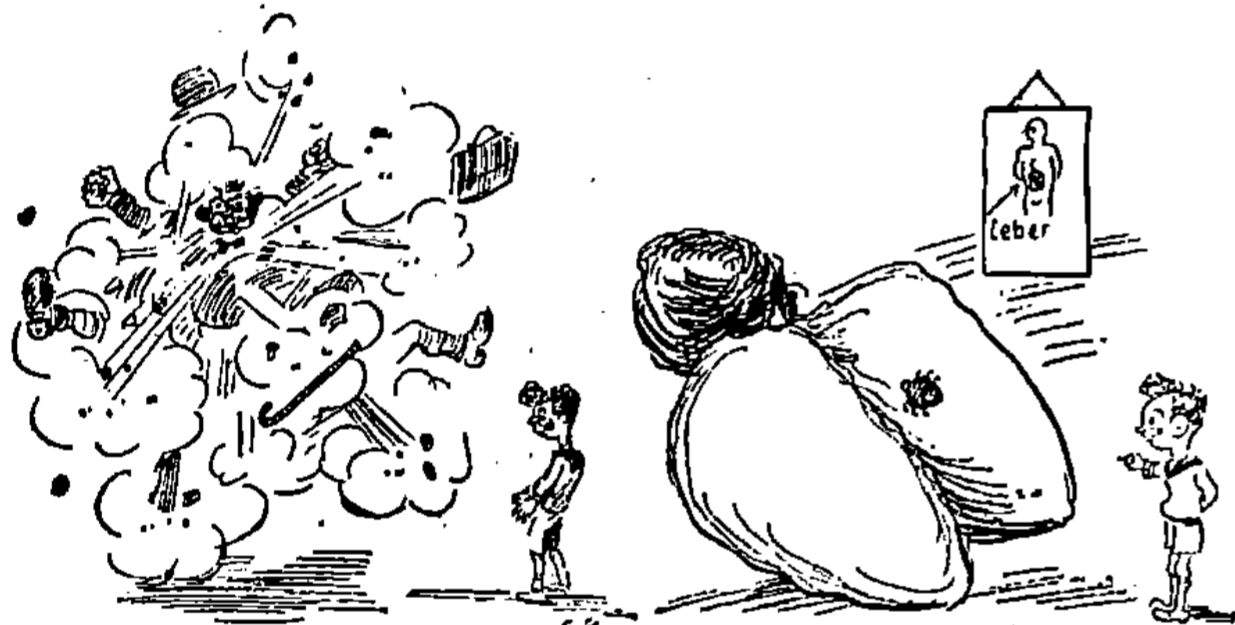
Ein Stückchen amüsante Menschenkunde

Wiele gibt's der Wunder — kein größeres als den Menschen! Unter diesem Motto werden heute Kinder in die Geheimnisse des menschlichen Lebens eingeführt. Und es muß ein Vergnügen sein, wenn es nach modernen Arbeitsmethoden so geschieht, daß die Kinder sich selbst mit der bastelnden, schneidenden und malenden Hand einarbeiten in vollstümliche Wissenschaft.

Uns Erwachsenen war ein zerlegbares Modell vom menschlichen Körper immer besonders interessant, und wir ließen fünf und mehr Mark springen, um uns diese Einblicke zu verschaffen. Die Kinder der Schulen von heute bauen sich das selber: die Unterlagen dazu kosten nicht mehr als 25 Pf. („Mein Leib“, Zuhle, Verlag, Dresden). Da gibt's ein Herz zum Aufklappen, in die Lungen kann man hineinschauen und in die Nieren; jedes Kind muß Milz und Magen und Bauchspeicheldrüse richtig einsehen. Und dazu gibt's solche Belehrung:

Die Lunge besteht aus 350 Millionen Bläschen. Diese versorgen 25 Billionen rote Blutkörperchen mit Sauerstoff. Als Band aneinandergerichtet reichen sie mehr als dreimal um die Erde. — Das Herz ist ein Pumpwerk. Tagesleistung 10 000 Liter = zwei große Eisenbahnwagen voll. Es hebt täglich 200 Zentner! — Leber = Kläranlage, filtriert in 24 Stunden 700 Liter Blut! Erzeugt dabei

Wie es sich das kleine Fritzchen vorstellt . . .



... wenn Einer vor Wut platzt!

... wenn Einem eine Laus über die Leber läuft.

Galle. — Milz = Fabrik für weiße Blutkörperchen oder Wanderzellen. Außerdem Blutspeicher und Blutverteiler. Bei zu starkem Blutdruck verursacht sie „Seitenstechen“.

Oder da heißt es:

Der Kopf ist noch nicht fertig! Beim Säugling sind die Schädelplatten noch nicht zusammengewachsen. Die Lücken (Fontanellen) kann man fühlen. Vorsicht! Schläge und Stöße sind darum gefährlich!

Der Kopf ist aus der Pfanne gesprungen! Bei einer Verrenkung nämlich der Gelenkkopf aus der Gelenkpfanne. Springt er von selbst wieder in die richtige Lage, war's nur eine Verstauchung. Manchmal werden dabei Bänder und Blutgefäße zerrissen. Das gibt dann einen Bluterguß und eine Verletzung, die recht weh tut und lange zur Heilung braucht. Arzt holen!

Ein Emailletopf und ein Zahn — beide haben Emaille, Schmelz, der fest ist und doch leicht springt. Probieren mit einem Hammer an beiden! (Es muß nicht gerade ein Topf sein, den Mutter noch braucht, auch nicht ein Zahn, den jemand im Munde trägt.) Erhitze Emaille und gieße kaltes Wasser drauf! Sie springt wie der Zahn beim Wechsel von heißem und kaltem Essen. Also . . .

Die Milchzähne werden aufgestreift von den nachkommenden Zähnen. Der Kalk wird genommen, wo er nicht mehr gebraucht wird. Sammelt Beispiele dafür! Fragt den Fleischer! Schleift einen Unterkiefer vom Kalb oder Schwein von innen an!

Einbahnstraßen vom Herzen weg! Sucht mit den drei Mittelfingern, nie mit dem Daumen, den Puls an der Speichenschlagader! Legt die Finger nicht zu hart auf! Zählt wie der Arzt die Schläge in einer Minute! Schreibt die Anzahl der Pulsschläge von jedem in der Klasse auf und sucht die Durchschnittszahl!

Das Ueberfallkommando. Wir haben auch weiße Blutkörperchen. Auf 350 rote kommt ein weißes. Eiter besteht vornehmlich aus weißen Blutkörperchen. Dringt an einer Wunde Schmutz in den Körper, kommen diese in großer Anzahl rasch herbei und suchen den Eindringling hinauszuerwerfen. Sie umschließen dabei Spaltpilze oder andere Fremdkörper, fressen sie förmlich auf. Kann der Eiter mitsamt dem Schmutz nicht heraus, weil die Wunde zu früh zugeheilt ist, sorgt das Ueberfallkommando dafür, daß in die Gehirnzentrale Schmerzen gemeldet werden. Es läßt nicht eher Ruhe, bis die Wunde aufgeht, damit Eiter und Schmutz den Körper verlassen können.

als besonders tätig angeklagt, Euer Einfluß im Lande umher als besonders gefährlich

„Lieber Junker“, erwiderte Freibacher, „ich kann's nicht ändern, daß mein Wirken dem Bischof und den Herren mißfällt, und doch kann ich um des Evangeliums und der Wahrheit willen nicht davon ablassen.“

„Bleibt dann in Kissingen“, fuhr Florian fort, „dort habt Ihr hinter den Mauern Schutz und bei den Bürgern Freunde.“

„Wohin der Herr meine Wege lenkt, muß ich gehen zu seines Namens Ehre, lieber Junker, und darf von meiner Pflicht nicht lassen. Was ich tue, ist Gerechtes, davor kann Gewalt und Furcht mich nicht erschrecken.“

Mit stolzen Blicken wandte sich Florian von ihm ab. „So lebt wohl“, sagte er, „tut, was Ihr nicht lassen mögt. Doch sollte ich meinen, wer Gewalt nicht fürchtet, muß Mittel besitzen Ihr zu entgehen. Habt Ihr die nicht, so fehlt Euch die Klugheit.“

„Wer Gott neben sich weiß, hat den starken Helfer gegen Wehr und Waffen“, antwortete Freibacher geduldig lächelnd. „Scheidet nicht von uns mit Zürnen, nehmt Dank und Segen für Eure Milde mit.“

Florian blieb stehen, als wollte er noch etwas sagen, aber seine Mienen wurden nicht freundlicher. Er sah Christine mit einem süßen Blicke an und blickte wieder weg. „Bedenkt meine Warnung“, sprach er dann. „Kommt Ihr in Not, wer soll Euch helfen?“

„Ihr, lieber Herr!“ sagte Christine und schlug die großen Augen gläubig zu ihm auf.

„Was wißt Ihr davon?“ fragte er rauh und sah sie drohend an. „Selbst Euch selbst, ich kann es nicht!“

Mit klingenden, schnellen Schritten ging er aus dem Garten, und gleich darauf war er zu Ross und davon. — Christine lächelte still vor sich hin, ihre Hände gefaltet, mit hellen freudigen Mienen ihm nachschauend.

Freibacher sagte nachdenklich: „Das ist ein kühner, gewaltiger Mann, in seiner Brust streitet das Gute mit dem Bösen. Mag Gott ihm helfen in seinem Kampf!“

Da rief Christine: „Er hat ihm geholfen! Seid gewiß, lieber Vater, er wird mit uns sein, kommen wir in Not.“

Im Hause des Herrn von Sletten fand Florian bei seinem Besuche eine Aufnahme, wie er sie erwartete. Hildegards Vater war ein gutmütiger, schlichter Mann, der in seiner langen Ehe immer nach der höheren Einsicht

seiner Frau gedacht und gehandelt hatte und seine gehorsame Nachgebiltheit zwischen ihren Befehlen und denen seiner Tochter teilte. Die Frei frau von Sletten hatte aber ihr Ansehen noch höher gestellt, als ihr Bruder Bischof geworden, denn seitdem war der alte Baron ihr unbedingt demütiger Diener, es konnte daher Florian Oepfer nichts nützen, daß er von ihm mit Freundlichkeit empfangen wurde. Sobald die stolze Dame erschien, merkte ihr Gemahl an ihren Mienen, daß er schweigen sollte, und er tat dies mit urplötzlichem Erkenntnis seines Fehlers, ließ die Hand los, an welcher er den Junker ihr entgegenführte, und verwandelte sein lachendes Gesicht in ein ernsthaftes.

Nach der ersten Begrüßung sagte die Dame: „So sehr ich mich freue Euch in Kissingen zu empfangen, Junker Oepfer, hätte ich es doch noch lieber gesehen, wenn meine Tochter Euch begleitete; denn ich bin im Begriff Ihr noch heut' eine Botschaft zu schicken.“

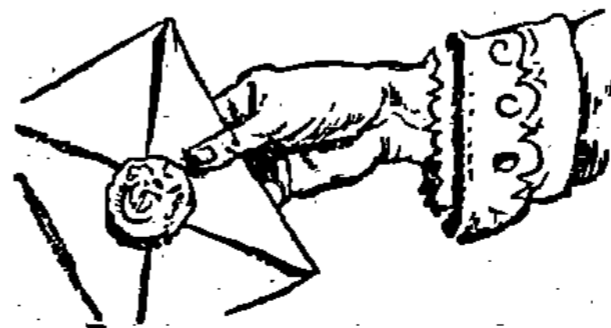
„Und ich“, erwiderte Florian, „komme als ein Bote des Fräuleins, um Ihr längeren Urlaub zu erwirken.“

„Das kann nicht sein“, erwiderte die Frei frau, und gewiß nicht ohne bezüglichen Sinn setzte sie hinzu: „Es wäre besser gewesen, hätte ich die Erlaubnis zu dieser Reise überhaupt nicht erteilt.“

Florian erwiderte bescheiden, daß er dies nicht zu beurteilen vermöge, da jedoch ihre Güte so groß gewesen, daß Fräulein sich glücklich in der Nähe ihrer Freundin fühle, auch der junge Graf von Wertheim den geselligen Kreis vermehre, vereinigten sich alle Bitten mit den seinigen. Er hielt es jedoch für nötig, dabei zugleich den Brief hervorzuzeigen, denn das Gesicht der Dame sah nicht aus, als ob seine Rede einen guten Eindruck hervorbrachte.

Sie nahm den Brief, und es war augenscheinlich kein kurzer, auch brauchte sie zu seiner Einsicht Zeit; denn sie entfernte sich mit ihm in ein Nebenzimmer.

Erst nach längerem Verweilen kehrte Frau von Sletten zurück, und so sie hereintrat, bemerkte Florian eine Veränderung in ihren Mienen, die ihm Gutes ankündigte,



Jedes Kind trägt 3 Eimer Wasser in sich. Wasser 64 %, Eiweiß 20 %, Fett 10 %, Mineralstoffe 5 %, Zucker 1 %. Stelle diese Menge Wasser wirklich einmal hin, vor allem in die Ausstellung! Trage auch von den anderen Stoffen zusammen, was zu erreichen ist!

Der Bäcker verkauft Wasser. In einem Fünfpfundbrot sind zwei Pfund Wasser. Ist das wahr? Untersucht's! Wiegt, zerschneidet in kleine Stücke, trocknet und wiegt dann wieder!

Zukunftsnahrung! Untersucht den Wassergehalt der Kartoffel, von einigen Früchten und Gemüse! In 11 Gramm Spinat sind 10 Gramm Wasser. Fragt den Gemüsemann nach dem Gewicht seiner Ladung, rechnet und sagt ihm dann, wieviel Wasser er herumfährt! Malt euch aus, wie könnten wasserlose Nahrung in Form kleiner Pillen mit auf Wanderung nehmen. . . .

Ein Schnellzug ist auf einen Güterzug aufgefahren! Pauline hat Milch getrunken und Kirschen darauf gegessen. Milch wird schwer verdaut, bei Kirschen geht es aber sehr schnell. Daher die Explosion, eine schöne Geschichte! Hätte Pauline erst die Kirschen gegessen und dann Milch getrunken, wäre der Güterzug hübsch nach dem Schnellzug gefahren. Nichts wäre passiert! Auf die Ordnung kommt es an! Gemüse sind leicht verdaulich. Eiweiß (Milch, Käse, Fleisch) und Fett werden langsam verdaut.

Im Ueberfluß kann man verhungern. Im Kriege versenkte ein deutscher Kreuzer viele feindliche Schiffe. Von jedem nahm die Mannschaft sich viel Konserven und feinstes Mehl an Bord, so daß sie im Ueberfluß schwelgen konnte. Kein Feind hat sie beslegt. Aber der Hunger. In ihrer Nahrung fehlten Vitamine, geheimnisvolle Ergänzungsstoffe. Es fehlte Gemüse, frisches Obst. Das Schiff mußte sich den Amerikanern ergeben. Die heilten die Kranken mit Apfelsinensaft und dem Absud von Kartoffelschalen.

Wer verändert die Regenbogenhaut? Stelle deinen Nachbar mit dem Rücken gegen das Fenster und sieh in seine Augen! Wechselt dann schnell die Plätze! Mehrmals! Beobachtung! Die Regenbogenhaut verändert sich. Die Pupille wird im Dunkeln groß, im hellen klein. Sie ist nichts als ein Loch, das Sehloch.

Der Photograph hat abgucken. Laß dir vom Besitzer eines Photoapparates die Einrichtung der Blende erklären! Der Photograph läßt manchmal viel, manchmal wenig Licht in seinen Apparat. Die Regenbogenhaut in unserem Auge besorgt das ohne unser Zutun.

Die Nase mit Zentralheizung. Wer durch den Mund atmet, bringt eiskalte Luft in die Lunge. Probleme, wie das ist! Zieh kräftig Luft durch die Nase, dann durch den Mund ein! Der „Riechkolben“ heizt also auch. Die kalte Luft muß ihren Weg durch viele Schleimhäute suchen und wird so erwärmt.

War die gestrenge Dame auch nicht freundlicher geworden, so hatte sie doch das Herbe und Feindliche verloren, offenbar mußte Hildegards Brief Gründe enthalten, welche diese Umwandlung bewirkt hatten.

„Hildegard schreibt mir“, sagte sie, „daß ihr schweres Leid geschehen würde, sollte sie jetzt schon sich von Gertruden trennen, und ihre Bitten sind so beweglich, daß ich wohl nachgeben möchte, wenn nicht Umstände vorhanden wären, die es nötig machen, daß sie zu mir zurückkehrt.“

„Lassen sich diese Umstände nicht länger aufschieben oder abändern?“ fragte Florian.

„Nicht“, erwiderte sie, „ohne anderes aufzuschieben, was damit zusammenhängt und wohl bedacht und beschlossen ist.“

„Und sollte der Brief, den ich überbrachte, keinen Anlaß zu neuen Erwägungen enthalten?“

Die Dame blickte ihn forschend an. „Wißt Ihr etwas von seinem Inhalt?“ fragte sie.

Florian verneinte es. „Ich weiß nur“, sagte er, „daß gestern, als der Amtmann von Trimbach in Saaleck mittelste, daß er aus Würzburg Briefe von dem hochwürdigen Bischof mitgebracht, das Fräulein mich bat einen Brief von ihr nach Kissingen mitzunehmen.“

Das magere Gesicht versuchte ein Lächeln. „Hildegard hat richtig geurteilt, wenn sie meinte, daß mein Bruder unsere Ansichten teilt“, begann sie darauf, „aber sie hat auch selbst an ihn geschrieben, wie sie mir meldet, und bittet mich sie so lange noch in Saaleck zu lassen, bis sie Antwort erhält.“

„Und Ihr wollt so gütig sein dies ihr und uns allen zur Freude zu gewähren?“

„Wendet Euch an meinen Gemahl, ob er seine Zustimmung nicht versagt“, sagte Frau von Sletten.

Ton und Mienen waren derartig, daß der alte Herr plötzlich wieder freundlich und gesprächig wurde und eine Bestimmung herzlich gern erteilte.

So war zu Florians geheimer Verwunderung schneller und leichter erreicht, was er erstrebt, als er es für möglich gehalten. Zugleich auch wurde er selbst nun gnädiger angeblickt und mit Höflichkeit festgehalten und bewirtet. Frau von Sletten bedauerte, ihn nicht ganz als Gast in

Wieviel Schichten hast du an? Manche Kinder tragen im Zimmer, wenn es gut geheizt ist, fünf bis sechs Schichten noch über dem Hemde. Sie müssen sich erkälten, wenn sie dann in die kalte Winterluft hinausgehen! — Wie soll ihr Körper atmen?

Das alles sind Proben aus einem Buch, das Kindern und Erwachsenen viele herrliche Stunden belehrender Beschäftigung geben kann. Es heißt: „Praktische Menschenkunde“ von Steiger und Grampp (Fuhle, Verlag, Dresden, nur 1 RM) und enthält 130 Bilder zum Ausmalen und 170 einfache Versuche.

Bekanntmachung

Sonntag, den 21. Februar 1932, ist der 9. Wochenbeitrag fällig.

Inhaltsverzeichnis

Der Deutsche Metallarbeiter:

Sauptteil:

Soziale Verständnislosigkeit — politische Unvernunft (Fr.), S. 113. Verbandsaufgaben und Verbandswege (W. Mauer), S. 115. Der Vorstoß der englischen Schwerindustrie am internationalen Eisenmarkt (Dr. Sö.), S. 117. Zur Lage der deutschen Invalidenversicherung (Karl Gengler, Stuttgart), S. 118. Die Wirtschaftsentwicklung im 2. Halbjahr 1931 (G. Pelster), S. 119.

Umschau:

Wichtige Anzeigenänderung; Genossenschaftliche Winterhilfe; Wer hat die Wirtschaft ruiniert?; Was die Arbeitnehmer bei den Werksparzellen verloren. S. 121.

Verbandsgebiet:

Generalversammlung in Breslau (P. S.); Jubilarehrung Mannheim (S. Vogt); 25jähriges Bestehen der Ortsgruppe Fulda-Petersberg, S. 122.

Unterhaltung:

Florian Geper (Theodor Mügge), S. 119.

Frauenleben:

Frauenwirken in harter Zeit (K. Castor), S. 123. Hygiene im Kleinkindesalter (Oberregierungsrat Dr. Bogusat, Berlin), S. 124. Kannst du Badewasser richtig fertig machen? (Berta Messer), S. 125. Ein grauenhaftes Jagderlebnis, S. 125. Ein Stückchen amüsante Menschenkunde, S. 127.

Bekanntmachung:

Seite 128.

Schriftleitung: Georg Wieber. — Verlag: Franz Wieber, Duisburg, Stapeltor 17. — Druck: Echo-Verlag und -Druckerel, e. G. m. b. H., Duisburg.

ihrem Hause aufnehmen zu können, da der Herr von Steinrud sich diesen Vorzug schon verschafft, aber er mußte versprechen wiederzukommen, eine Antwort nach Saaleck mitzunehmen, und wurde erst nach mehreren Stunden entlassen.

Während dieser Zeit hatte die kluge Dame ihn in ein scharfes Verhör genommen, doch fiel dies ersichtlich zu ihrer Zufriedenheit aus. Ihre geschickten Fragen richtete sie nicht allein auf seine Familie und seine Lebensverhältnisse, sondern noch mehr auf seine Meinungen und Ansichten über die Verwirrungen im Reiche und über alle die heillosen Dinge in den Köpfen der Menschen. Seine Freundschaft mit dem Markgrafen von Brandenburg und sein Benehmen bei den Vorgängen in Kissingen hatten seinen Ruf auch hierbei im voraus gesichert, und es bedurfte nur noch seiner Erklärung, daß er von der alten Kirche nicht abgefallen sei, auch an Luther und seinen Lehren, wie an dem wilden Geschrei der Aufwiegler und Aufwiegler kein Behagen finde, um in der Gunst der Frau von Sletten zuzunehmen.

„Es macht Freude zu vernehmen, wenn ein junger Ritter in Ehrbarkeit an dem Glauben seiner Väter festhält“, sagte sie, „und sich von dem wüsten Treiben, worin Gott sei es geklagt! sieht so viele Fürsten und Herren verfallen, nicht irre machen läßt. Ihr werdet es mir erlauben, daß ich dem Bischof davon schreibe und im voraus kann ich antworten, daß mein Bruder mit Vergnügen Euch bei sich in Würzburg sehen wird, wenn Ihr dort während des Winters Euch aufhalten wollt.“

Florian sah plötzlich ein Licht, das ihm noch nicht geleuchtet hatte. Es mußte in Hildegards Brief etwas davon gestanden haben, und schnell hing sich eine Kette von Gedanken daran, die er zu seinem Vorteil ausbeutete. Er ging darauf ein, daß er geneigt sei sich an den Hof des Bischofs zu begeben, und seine Gönnerin deutete ihm an, wie gnädig und freigebig ihr Bruder, und wie es längst sein Wunsch gewesen in diesen gefährlichen Zeiten kriegsfundige und treue Männer in seiner Nähe zu haben.

Florians Antworten stimmten nicht allein für die Zweckmäßigkeit solcher Vorstöße, sondern er ließ auch merken, daß es nicht schwer falle eine Anzahl auserwählter Knechte zu sammeln, wenn man wisse, wo diese zu haben seien und in Kriegszügen die besten kennen gelernt habe.

(Fortsetzung folgt.)